



Reichlich Süß. Zwei Jahrhunderte Zuckergeschichte in Schlesien

Über viele Produkte wird heute nicht weiter nachgedacht. Auch Zucker gehört zu den selbstverständlichen Grundnahrungsmitteln. Doch seine Produktionsgeschichte ist eng mit Schlesien verbunden. Von der ersten industriellen Zuckerherstellung aus einheimischen Zuckerrüben, sodann der Zuckerrübenzucht und zahlreichen Fabrikationsstandorten bis hin zu aktuellen Änderungen der europäischen Marktordnung und des Welthandels, stets gibt es viele interessante Aspekte, die mit Schlesien eng verwoben sind. Jede Beschäftigung mit Schlesien wird spätestens im wirtschaftlichen Bereich auf das Stichwort Zucker gelenkt. Es ist nicht mal übertrieben, von einer Schlüsselindustrie des Landes zu sprechen. Schlesien besitzt mit ertragreichen Böden die Grundvoraussetzung für den Anbau von Zuckerrüben.

Für die Anfänge der Zuckerproduktion geht der Blick nach Breslau und Hirschberg. Dort gab es seit 1770 bzw. 1787 Zuckerraffinerien. John Quincy Adams schrieb über eine Besichtigung in Hirschberg in seinen „Briefen über Schlesien“ nach Amerika 1805: „Man bekommt die Rohrzucker von Hamburg und Stettin und raffiniert dieselben in solcher Qualität, die nicht allein zum Bedarf für die benachbarte Gegend hinlänglich sind, sondern auch zu einer beträchtlichen Exportation dienen. Die vorzüglichste Seltenheit, die man mir hier zeigte, war eine Probe von dem neuen, aus Runkelrüben produzierten Zucker. Man hat hier nur wenige Hüte davon verfertigt, die dem Ansehen nach dem allerfeinsten aus dem Rohre bereiteten Zucker gleichen, allein weder von solcher Textur noch so süß im Geschmack sind, wie dieser.“ Dieser Bericht ist aufschlußreich. Er zeigt eine Handelsstruktur, die auf dem Import von überseeischem Rohrzucker als Rohprodukt basierte und seine Verfeinerung sowie Wiederausfuhr als Teil der merkantili-

Viel elektrische Energie wird für den Antrieb zahlreicher Motoren, Pumpen, Förderbänder und damit Maschinen in den Zuckerfabriken benötigt. Darum wird dort Strom durch die Verbrennung von Kohle selbst erzeugt. Gut gepflegt ist dieser schwedischer 3,5 MW-Generator von 1934 bei der Zuckerfabrik Świdnica in Pszenno, deutsch Weizenroddau, in Betrieb. Durch eine Modernisierung 1980/81 wurde die Leistung auf knapp 4 MW bei 4960 kVA erhöht.
Aufnahme: Stephan Kaiser.

stischen Wirtschaftsordnung betrieb. Neugierig und aufmerksam weist der Autor auf die im Frühjahr 1802 in Kunern, Kr. Wohlau (pln. Kunary in der Gemeinde Winsko), erstmals in größerem Maße vorgenommene industrielle Zuckerproduktion aus heimischen Rüben hin. Dieses Ereignis ist bis heute in Erinnerung geblieben. Adams spricht auch die Produktionsweise an, die bei Rohr- wie Rübenzucker damals wenig differierte. Die Methode der Hutreinigung blieb noch lange maßgeblich. Ebenso blieb es noch eine Weile beim hier anklingenden Vorurteil, ja der Fehleinschätzung, wonach nämlich der äußerlich gleiche Zucker je nach Ausgangsprodukt unterschiedlich schmecke. Zucker ist ein gleichförmiges chemisches Produkt und von einheitlichem Geschmack. Einzig herstellungsbedingte Verunreinigungen konnten damals seinen Geschmack beeinflussen. Der Apotheker und Chemiker Andreas Sigismund Marggraf hatte 1747 in Berlin den Zucker in der Rübe entdeckt. Wie bei jeder Entdeckung und Erfindung, vergeht etwas Zeit bis zur lohnenden technischen Umsetzung. Es war somit seinem Schüler und Nachfolger an der Akademie der Wissenschaften, Franz Carl Achard (1753-1821), vergönnt, als Motor der Entwicklung und als Zuckerpionier hervorzutreten. Mehr zufällig war dieser durch eine Zwangsversteigerung 1801 zu dem entlegenen schlesischen Produktionsstandort Kunern ohne gute Böden gekommen. Seit 1784 hatte er bei Berlin Rüben gezüchtet und

Liebe Leser,

wenn auch reichlich spät - doch um so herzlicher unsere Wünsche für Gesundheit und Wohlergehen für das Jahr 2006! Wir hoffen sehr, daß wir Ihnen auch im neuen Jahr einen interessanten, informativen, ansprechenden und lesenswerten „Kulturspiegel“ präsentieren können.

Besonders hinweisen möchten wir auf unsere Veranstaltungen im Mai: die Jahrestagung „Italien und Schlesien“ (5.-7. Mai) und das „Heimatgeschichtliches Wochenende für schlesische Ortschronisten und Familienforscher“ (26.-28. Mai) mit seiner Exkursion nach Schlesien. Beide Veranstaltungen sind natürlich für alle Interessenten offen, und wir würden uns freuen, Sie bei diesen Gelegenheiten persönlich begrüßen zu können.

Danken möchten wir unseren Lesern für ihre Spendenbereitschaft, die das Erscheinen unseres „Kulturspiegels“ im nun 41. Jahrgang ermöglichen, und auch allen Autoren für ihre Mitarbeit. Wir wünschen Ihnen allen eine angenehme Lektüre und verbleiben mit freundlichen Grüßen

**Ihre Anja Weismantel
Ihr Ulrich Schmilewski**

die Produktion erprobt. Sein Engagement war bezugsreicher Beginn für ein flächendeckendes Netz von über 120 nachweisbaren Zuckerfabriken in Schlesien. Vielen Betrieben war zwar kein langes Wirken beschieden, andere brachten oder bringen es aber auf hundert und mehr Produktionsjahre. Manche waren dem Versuch des ländlichen Adels um eine verbesserte Wertschöpfungskette geschuldet, wie es Gustav Freytag im Roman „Soll und Haben“ beschreibt. Ihnen war wenig Erfolg vergönnt, wenn nicht viel Kapital und ein ausreichendes Rübenangebot zur Verfügung stand. Achards Verdienst ist eine Musterproduktion, die wir heute als Machbarkeitsstudie umschreiben könnten. Andere Persönlichkeiten wie Baron Kopy oder Graf Magnis setzten seine Erkenntnisse um. Achard publizierte viel, und seine Bücher über die Rübenzuckerproduktion sorgten für großes Aufsehen.

Die erste Gründungswelle insbesondere auch in Schlesien war begünstigt von der französischen Kontinental Sperre, als Rohrzucker aus Übersee vom europäischen Markt ferngehalten wurde. Im Dritten Reich wurde solch ein historischer Hintergrund anders interpretiert. „Die Idee des Rübenzuckers ist aus dem Kampf gegen ein Monopol, aus dem Kampf gegen England entstanden. Die Kraft des schöpferischen Geistes stemmte sich schon damals ... gegen die britische Willkür und schuf sich mit seinen Mitteln die Waffen dafür“, schrieb Gerhard Tannenbergs im Vorwort seines Sachbuches „Der Kampf um den Zucker“ (Leipzig 1942). Technologisch war Rübenzucker durchaus geeignet, vom hochpreisigen Importgut durch günstige Massenproduktion zum alltäglichen Konsumartikel zu gelangen. Viele Flächen und Gebäude wurden von staatlicher Seite für den Rübenanbau und die Rübenverarbeitung vorgeschlagen. Die preußische Regierung in Liegnitz kam daher 1811 auf die Idee, auch im gerade aufgehobenen Kloster Leubus eine „Vorbild-Anstalt“ für die Rübenzuckergewinnung einzurichten. Doch zugunsten einer finanziellen Unterstützung von Achard in Künern, der ähnliches vor hatte, wurde dieser Plan nicht umgesetzt. Mit dem Ende der Abschottung Mitteleuropas von Zuckerimporten nach 1815 verfiel sofort der Zuckerpreis, denn die angehäuften Kolonialzuckervorräte überschwebten als Importe den europäischen Markt und deckten auf viele Jahre günstig den Bedarf. Erst von 1850 bis 1900 senkte die eigenständige europäische Rübenzuckerherstellung nachhaltig den Rohzuckerpreis auf ein Drittel.

Bis zur zweiten großen Gründungswelle ab 1830 tat sich technologisch viel, und das begünstigte dann auch die Gründung von Fabriken, die diesen Namen verdienen. Durch Züchtung gelang es, einen höheren Zuckergehalt in der Runkelrübe zu erreichen. Achards erste Produktion brachte nur ca. 4 Gewichts-Prozent Rohrzucker. Mitte des Jahrhunderts lag der Zuckergehalt bei 7 bis 8 %. Heute erreicht die Polarisierung knapp unter 20 % (Schlesien-Kampagne 2004/5 = 18,76 %). Der Name „Beta Silesia“ läßt die erfolgreiche Beteiligung schlesischer Züchter, so durch Kopy und auch Rohde in Kurtwitz, erkennen. Auch die Produktionstechnologie wandelte sich. Zu Achards Zeiten wurde noch mechanisch gearbeitet und durch offenes Erhitzen gesiedet. Er selbst schrieb: „Für die Reinigung der Rüben leitete man Wasser aus dem Brunnen in einen Holzkasten, der zu Dreiviertel mit vorgeputzten Rüben gefüllt wurde. Zum Zerkleinern der Rüben diente eine Kartoffel-Schneidemaschine „mit im Zickzack gewundenen Messern“. Das Auspressen des Saftes besorgte ein Walzwerk - eine Rolle, die auf langer Bahn hin und her bewegt werden mußte. Ein System, das an alte Obst- und Weinpressen erinnert.“

Schritt für Schritt hielt die Dampfmaschine und schließlich die Kraft-



Wärme-Kopplung bzw. die Elektrotechnik Einzug. Die Mechanisierung änderte die Abläufe und ermöglichte die Massenproduktion. Die Zuckerfabrik kann als Schrittmacher gerade auch der Lebensmittelindustrie angesehen werden. Sie braucht viel Energie, hat einen geschlossenen innerbetrieblichen Kreislauf von festem und flüssigem Material, und letztlich sind Hygieneaspekte zu beachten. Ein entsprechend stetig verbessertes technologisches Angebot konnten schlesische Maschinenbauunternehmen liefern. Die Brieger Maschinenfabrik Pzillas, das Weigelwerk in Neisse-Neuland oder die Firma Frömbs & Freudenberg in Schweidnitz, auch Kulmitz aus Saarau waren im ganzen Deutschen Reich als Ausrüster bekannt.

Eng mit der Zuckerproduktion verbunden sind die Transportmöglichkeiten. War anfangs die weiterverarbeitende Fabrik beim Anbauprodukt, so wandelte sich dies. Verbesserte Verkehrsverhältnisse ließen die Rüben auch weitere Wege zur Fabrik zurücklegen. Neben dem Transport auf der Oder (so zu den Fabriken Brieg, Maltzsch, Steinau und Glogau) bot die Eisenbahn mit ihren Hauptstrecken sowie speziell in Rübenanbaugebieten angelegten Nebenbahnlinien (so u.a. zugunsten der Fabriken Gutschdorf, Hertwigswaldau, Puschkau, Kurtwitz, Hubertushof oder Klettendorf) gute Zufuhr des Massengutes.

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden leistungsfähigere Fabriken, die sowohl die Produktionsschritte Rohrzuckerherstellung und Zuckerraffination vereinten, als auch ein stets vergrößertes Volumen zu verarbeiten vermochten. Leistungssteigerung ist auch ein Kriterium des gegenwärtig forcierten Konzentrationsprozesses. Schlesischen Fabriken mit einer vor dem Zweiten Weltkrieg üblichen Leistungsfähigkeit unter einer Tagesleistung von 2.000 t wurden schon geschlossen. Den Betrieb stellten in den letzten Jahren ein: Baborów/Bauerwitz (Rübenverarbeitung 1.300 t/Tag), Jawor/Jauer (1.600 t/Tag), Łagiewniki/Heidersdorf (2.000 t/Tag), Malo-

szyn/Maltsch (Schließung 2005, 3.200 t/Tag), Pastuchów/Hubertushof (1.400 t/Tag) und Pustków/Puschkau (1.500 t/Tag). Mittelfristig wird eine andersartige Nachfolgenutzung dieser Areale anstehen. Von 37 Fabriken vor dem Zweiten Weltkrieg gab es Anfang unseres Jahrzehntes weniger als die Hälfte. Eine weitere Halbierung der Produktionsstandorte wird die Zielgröße sein, allerdings bei dann weiter automatisiertem und erheblich leistungsgesteigertem Betrieb. Zur Zeit arbeiten: Cerekiew (Rübenverarbeitung 3.800 t/Tag) und Chybie (2.000 t/Tag) an der Grenze Oberschlesiens, Otmuchów/Ottmachau (3.200 t/Tag), Racibórz/Ratibor (2.200 t/Tag), Strzeżelin/Strehlen (2.800 t/Tag), Świdnica/Weizenrodau bzw. Schweidnitz (3.000 t/Tag), Wrocław/Breslau (2.900 t/Tag) und Wroblin/Löwen (2.800 t/Tag). Moderne Fabriken können bei verlängerter Produktionsphase bis zu 10.000 Tagestonnen verarbeiten (z.B. Könnern in Sachsen-Anhalt).

Einige der schlesischen Fabriken sind bereits technologisch auf hohem Stand und können eine Zuckererzeugung von über 40.000 Jahrestonnen aufweisen. Überall steht weitere Rationalisierung in der Produktion an. Das bedeutet u.a. verringerten Energieverbrauch und bessere Umwelttechniken als kurz- und mittelfristige Kostensenkung. Durch Modernisierung und Schließung veralteter Fabriken konnte beispielsweise seit der Kampagne 1997/98 der Energieverbrauch von 4.500 kWh je Tonne Zucker auf 2.130 kWh gesenkt werden.

Schon jetzt erfolgen unter dem Dach der Südzucker Polska in Breslau einerseits der gemeinsame Einkauf aller Bedarfsgüter, auch der Massengüter Kalkstein, Kohle und Koks, aber auch Maschinen und Ersatzteile sowie andererseits eine gemeinsame Produktvermarktung. Die rechtlich lange selbständigen Fabriken werden zu einer Holding zusammengeführt. Weniger Fabriken bedeutet mehr Transporte. So wird man zukünftig im Herbst zur Rübenenernte mehr Lastwagen begegnen, die über weite Strecken zu den Fabriken unterwegs sein werden. Rübentransporte mit der Bahn gibt es seit Anfang des Jahrzehntes keine mehr und auch auf große Lager bei den Fabriken wird verzichtet.

Polens Zuckerwirtschaft ist in einem Transformationsprozeß. Die schlesischen Fabriken gehören heute mehrheitlich zur Südzucker-Gruppe (25,3 %). Die Fabrik Guhrau/Góra Śl. ist Teil der in Großpolen aktiven Pfeifer & Langen AG (15,8 %). British Sugar Overseas (10,9 %) hat Fabriken im Weichselraum, Nordzucker (8,9 %) operiert auch um Posen, Polski Cukier als produzierender Teil der staatlichen Krajowa Spółka Cukrowa (39,4 %) hat Produktionsstandorte zwischen Pommern und der ukrainischen Grenze. In der Kampagne 2004/2005 gab es landesweit 43 aktive Zuckerfabriken, schon 25 % weniger als noch vor wenigen Jahren. Polens Gesamtproduktion beträgt aktuell rund zwei Millionen Tonnen Weißzucker. Etwa drei Viertel davon werden gleichbleibend im Inland verbraucht. Anders strukturiert ist noch der Absatz, der zu 41 % im Einzelhandel erfolgt (Deutschland: 10 %) und nur zu 29 % an die verarbeitende Industrie geht (Deutschland: 77 %). Dieses Zahlenverhältnis belegt noch viel häusliche Verarbeitung und weniger Fertigprodukte. Es bringt aber auch einen instabilen Preis, weil u.a. Discounter Großmengen zu Niedrigpreisen aufkaufen (30 % Marktanteil Großhandel) und teilweise als Lockpreise offerieren. Dem prognostiziert sinkenden Privatbedarf wird zukünftig eine andere Distribution folgen. Die Hersteller werden Silolagerung (z.Z. nur 1 %) anstelle der Abpackung (50 kg-Papiersack als Industriestandard mit noch 37,7 % und 56,5 % gar als 1kg-Haushaltspack) forcieren.

Doch sollte man den Blick auf die Rübenzuckerproduktion nicht auf den Verarbeitungsprozess der Rübe beschränken. Der Anbau ist ökologisch wertvoll, da Kohlendioxid gebunden wird, und alle Nebenprodukte der Verarbeitung kommen der Landwirtschaft wieder zugute. Wirtschaft ist ein Kreislauf, besagt die Theorie. Auch historisch ist manches ein Kreislauf. Die durch Welthandelsorganisationen erzwungenen Öffnungsklauseln für überseeischen Rohrzucker werden den europäischen Markt verändern. Anfang unseres Jahrzehntes setzte sich die weltweite Gesamtzuckerproduktion aus etwa 60 % Rohr- und 40 % Rübenzucker zusammen. Das Ende der Europäischen Rübenmarktordnung macht es schwieriger, die tatsächlich ökologisch wie ökonomisch sinnvolle inländische Abfolge von der Rübe als Ausgangsprodukt bis hin zum Rübenzucker mit all seinen Nebenprodukten lohnend aufrecht zu erhalten. Marktöffnung bedeutet dabei weder Qualitätsverbesserung noch Preisminderung. Veränderte Warenwirtschaftsströme werden jedoch Ertragseinbußen bringen, und es droht Beschäftigungsrückgang bei Landwirtschaft, Maschinenbau und Zuckerindustrie. Schon jetzt sinkt die Anzahl der Rübenanbauer (Polen 2004/5 = 77.900) und steigt die Anbaufläche je Rübenanbauer (3,8 ha). Ein Wandel setzt beschleunigt ein, dessen Folgen also auch für Schlesien absehbar sind und erst in Kürze richtig erkennbar sein werden.

Stephan Kaiser



Werbemarke zur Reichkolonialfachausstellung in Breslau. Sammlungen Haus Schlesien.

Literaturhinweise: Jacob Baxa: Die Zuckererzeugung 1600-1850. Wien 1937; Ders. und Guntwin Bruhns: Zucker im Leben der Völker. Eine Kultur- und Wirtschaftsgeschichte. Berlin 1967; Herbert Pruns: Europa auf der Suche nach Zucker aus einheimischen Kulturpflanzen. Berlin 2004 (Europäische Zuckerwirtschaft 1); Ders: Europäische Rübenzuckerindustrie im Frühindustrialismus. Festschrift. Bonn, Berlin 2000; Hans-Heinrich Müller: Franz Carl Achard (1753 bis 1821). Berlin 2002; Tanja Büter: Raffiniert. Zur Geschichte des Rübenzuckers. Magdeburg 1999 (Hefte zur Technikgeschichte 2); Hubert Olbrich: Schlesien in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts unter Berücksichtigung der Bedeutung für Franz Carl Archard. Düsseldorf 1998; Horst-Dieter Loebner (Hg.): Die schlesische Rübenzuckerfabrikation. St. Katharinen 2005 (Beihefte zum Jahrbuch der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau 14). - Informationen zur Geschichte der heutigen Produktionsstandorte und der Produktionskennziffern sind auch in deutscher Sprache verfügbar unter www.suedzucker.pl.

Ausstellungshinweise: Mit Zucker im weiteren Sinne beschäftigt sich als Spezialeinrichtung das 1904 gegründete Zuckermuseum Berlin (Amrumer Str. 32, 13353 Berlin), heute eine Abteilung des Deutschen Technikmuseums Berlin (www.dtm.de/zucker-museum). - Zur Geschichte der Zuckerherstellung in Schlesien gibt es eine Abteilung im ehemaligen Zisterzienserkloster Leubus/Klasztor Lubiąż an der mittleren Oder. Im Jubiläumsjahr 2002 führte das Museum für schlesische Landeskunde im Haus Schlesien (www.hausschlesien.info) zuckerbezogene Sonderausstellungen in Königswinter, Leubus und Jauer durch. Dies war Grundlage und Ansatz für eine 2004 eingerichtete Dauerausstellung. Als Leitobjekt dient in Leubus der Grabstein für Franz Carl Achard.

Von der Stiftung KulturWerk Schlesien

Jahrestagung „Schlesien und Italien“

Die diesjährige Jahrestagung der Stiftung Kulturwerk Schlesien wird vom 5.-7. Mai 2006 abermals in Würzburg stattfinden. Sie soll sich dem Thema „Schlesien und Italien“ widmen, schließlich war Italien in kirchlicher, wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht über Jahrhunderte ein Kernland Europas mit vielfältigen Bezügen auch zu Schlesien. Geplant sind Vorträge zu

den Themenbereichen Kunst und Literatur, Bildung und Humanismus sowie über den italienischen Einfluß auf die Entwicklung der Großfinanz in Schlesien. Als Humanist soll der Breslauer Bischof Johannes Roth († 1506) vorgestellt werden, auch Reise, Aufenthalt und Studium von Schlesiern an den Hochschulen Italiens. Und wie hat das „Italienerlebnis“ auf schlesische Maler gewirkt und sich in ihren Gemälden niedergeschlagen? Die Schriftsteller kommen in einer abendlichen Lesung mit ihren Texten in Prosa und Lyrik zu Wort. Und auf ihren Reisen durch Italien sollen die schlesischen Spätaufklärer Samuel Gottlieb Bürde, Carl Friedrich Benkowitz und Otto von Haugwitz begleitet werden. Ein eigener Vortrag wird sich im 60. Todesjahr Gerhart Hauptmanns natürlich dessen vielfältigen Beziehungen zu Italien widmen. Das detaillierte Programm dieser öffentlichen Veranstaltung, zu der Gäste willkommen sind, kann über die Stiftung Kulturwerk Schlesien, Postfach 1104 25, 97031 Würzburg, Tel. 09 31/5 36 96 bezogen werden.

Heimatgeschichtliches Wochenende für schlesische Ortschronisten und Familienforscher

Seit ein paar Jahren führen die Stiftung Kulturwerk Schlesien und der Verein für Geschichte Schlesiens praxisorientierte „Heimatgeschichtliche Wochenenden“ durch, die sich speziell an Ortschronisten und Familienforscher wenden. Vornehmlich dieser Personengruppe wird eine Einführung in das historische Arbeiten geboten: über die Benutzung von Bibliotheken und Archiven, den Umgang mit Quellen, die einzelnen historischen Hilfswissenschaften wie Wappen- und Siegelkunde, Schrift und weiteres mehr. Zwar wurde an praktischen Beispielen gearbeitet und geübt, doch geht nichts über die Umsetzung vor Ort. Und so wird, quasi als Krönung der bisherigen Bemühungen, das Heimatgeschichtliche Wochenende dieses Jahr in einer Ganztagesexkursion in das Staatsarchiv nach Lauban führen, verbunden mit einem ortsgeschichtlichen Spaziergang durch Ullersdorf bei Naumburg am Queis unter der Leitung des Ortschronisten Ludwig Hersel. Beide Unternehmungen werden theoretisch in der Tagungsstätte Hotel Neißeblick in Ostritz, südlich von Görlitz, vorbereitet und mit weiteren Vorträgen ergänzt. Die Veranstaltung vom 26.-28. Mai 2006 ist für alle Interessenten offen. Bitte fordern Sie das detaillierte Programm über die Stiftung Kulturwerk Schlesien, Postfach 1104 25, 97031 Würzburg, Tel. 09 31/5 36 96 an.

Chronik

Kratzkauer Symposion zur Identität Niederschlesiens

Vom 3. bis 5. November 2005 widmete sich ein Symposion der Stiftung Forum Krasków dem Thema „Die Identität Niederschlesiens - eine Europäische Identität“. Im Zentrum der Vorträge und Diskussionen stand die Frage, ob man in Niederschlesien aufgrund seiner wechselvollen Geschichte und den Einflüssen vieler Kulturen von einer europäischen Identität oder überhaupt von einer gemeinsamen Identität sprechen kann. Das Symposion wurde auf Schloß Kratzkau bei Schweidnitz nach Grußworten durch den Schirmherrn, den deutschen Generalkonsul in Breslau Dr. Helmut Schöps, in Form eines literarischen Abends mit Henryk Waniek eröffnet. Der Schriftsteller gilt als einer der wichtigsten polnischen Autoren, die sich in ihren Werk Niederschlesien widmen. Zusammen mit Prof. Czesław Porebski (Krakau) diskutierte er über den philosophischen Inhalt seines Buchs „Finis Silesiae“ und über Wahrheit und Lüge in der Geschichtsschreibung Niederschlesiens.

Den Hauptteil des Symposions bildeten Vorträge von Experten aus Deutschland, Polen und Österreich, in denen sie Aspekte der Geschichte, Literatur und Kultur Niederschlesiens vorstellten. Referenten waren unter anderem der Historiker Thomas Wunsch (Passau), die Literaturwissenschaftler Andrzej Zawada (Breslau), Alois Woldan (Wien) und Elżbieta Dzikowska (Breslau). Daneben stellten sich Institutionen wie die deutschsprachige Zeitschrift „Silesia Nova“ und das Regionalmuseum in Neumarkt/Środa Śląska (Ausstellungsorten Rinteln/Neumarkt) vor.

Abends lieferte der durch Kerzenschein erleuchtete Große Saal des Schlosses die passende Atmosphäre für eine Lesung mit dem polnischen Star-Autor Marek Krajewski. Der Schriftsteller macht in seinen Büchern das deutsche Breslau vor 1945 zum Ort des Geschehens seiner Kriminalromane. Nach der Lesung rundete ein Jazzkonzert der Leipziger Jazzsängerin Karolina Trybala und des Pianisten Jan Freicher mit polnischen Chansons das Programm ab.

Einer der Höhepunkte des Symposions war mit Sicherheit die Vorstellung des Jugendprojektes „Begegnungen Leipzig - Marcinowice“, die bei den Zuschauern große Rührung auslöste. Polnische Schüler aus Marcinowice (Groß Merzdorf bei Schweidnitz) präsentierten ihre Dokumentarfilme, die im Rahmen des Jugendprojektes „Begegnungen“ der Stiftung Forum Krasków entstanden. Die Filme zeigen, wie deutsche und polnische Schüler in Interviews mit deutschen und polnischen Vertriebenen und der deutschen Minderheit in Schlesien die sonst so trockene und abstrakte Geschichte lebendig erleben und verstehen. Die Schüler berichteten vor Ort im Gespräch mit dem zahlreich erschienenen Publikum eindrucksvoll über ihre Erlebnisse bei den Filmdrehen und über das Kennenlernen der deutschen Projektgruppe bei einem Jugendaustausch, der im April 2005 stattgefunden hatte.

Den Abschluß des Symposions bildete eine Podiumsdiskussion mit Marek Czapliński (Breslau), Dieter Bingen (Darmstadt), Ludvík Štěpan (Brünn) und Hans-Christian Trepte (Leipzig), der nicht nur die tschechische Perspektive auf den niederschlesischen Kulturraum einbrachte, sondern auch die starke subjektive und emotionale Prägung von Identität verdeutlichte.

Karoline Gil

20 Jahre Projektbereich Schlesische Geschichte

In einer musikalisch umrahmten Jubiläumsfeier im Senatsaal der Universität Stuttgart wurde das 20jährige Bestehen des dortigen „Projektbereichs Schlesische Geschichte“ gefeiert - mit der Präsentation zweier neuer Bände der Projektbereichs-Reihe „Neue Forschungen zur Schlesischen Geschichte“. Dr. Roland Gehrke stellte den von ihm herausgegebenen Band „Aufbrüche in die Moderne. Frühparlamentarismus zwischen altständischer Ordnung und monarchischem Konstitutionalismus (1750-1850). Schlesien - Deutschland - Mitteleuropa“ vor, Prof. Dr. Joachim Bahlcke, seit 2003 Leiter des Projektbereiches, den Sammelband „Historische Forschungen. Themen, Methoden und Perspektiven zwischen traditioneller Landesgeschichtsschreibung und moderner Kulturwissenschaft“. Natürlich wurde auch ein Rückblick auf 20 Jahre Projektbereich geboten in einem Vortrag von Prof. Bahlcke und Dankesworten von Prof. Dr. Norbert Conrads, der den Projektbereich begründet hat. Dessen inzwischen erlangtes wissenschaftliches Renommee verdeutlichten die drei Grußworten von Prof. Dr. Wolfram Pyta, Dekan der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Stuttgart, Prof. Dr. Ryszard Kaczmarek von der Schlesischen Universität Kattowitz und Prof. Dr. Jaroslav Pánek von der Karlsuniversität Prag. So bleibt, unsererseits zu gratulieren und trotz der Stuttgarter „Streichliste“ auf weitere mindestens 20 Jahre des einzigen universitären deutschen Projektbereiches zur Schlesischen Geschichte zu hoffen. Ulrich Schmiewski

Kulturpreis Schlesien 2006 geht an Glasgestalterin und Bildhauer

Der Kulturpreis Schlesien des Landes Niedersachsen geht in diesem Jahr an die Glasgestalterin Małgorzata Dajewska und an den Bildhauer Siegbert Amler. Einen Sonderpreis erhält die Edith-Stein-Gesellschaft in Breslau. Niedersachsens Innenminister Schünemann wird die Preisträger am 16. September 2006 in der Aula Leopoldina der Breslauer Universität auszeichnen.

Małgorzata Dajewska wurde 1958 im oberschlesischen Sosnowitz geboren. Nach Studium und Diplom an der Staatlichen Hochschule für Bildende Künste in Breslau im Fach Glas und Keramik ist sie seit 1984 Mitarbeiterin dieser Hochschule und leitet nun als Professorin den Lehrstuhl Kunstglas. Seit 1982 tritt sie als Künstlerin mit ihren Arbeiten an die Öffentlichkeit. Sie hat außergewöhnliche künstlerische Glasobjekte geschaffen, die sie in der ganzen Welt bekannt gemacht haben.

Siegbert Amler, der 1929 in Hirschberg geboren wurde, hat sich einen weit über den deutschen Raum hinausgehenden Namen gemacht. Er zählt zu den renommierten Bildhauern und Graphikern des zwanzigsten Jahrhunderts. 1962 errichtete er sein Atelier in Glücksburg, das heute von einem sehenswerten Skulpturengarten umgeben ist. Er arbeitet nicht nur in Holz, sondern nutzt auch Metall, Eisen, Aluminium, Bronze, Beton und Keramik. Er schuf Mosaik und Glasfenster, insbesondere für den kirchlichen Raum, sowie Wandteppiche und ist als hervorragender, die graphischen Techniken beherrschender Zeichner bekannt. Einen Sonderpreis erhält in diesem Jahr die Edith-Stein-Gesellschaft in Breslau. Sie wurde im Dezember 1989 als erster eingetragener Verein Niederschlesiens nach der Wende registriert. Die Gesellschaft setzt sich für den christlich-jüdischen Dialog ein und arbeitet gleichzeitig für die deutsch-polnische Versöhnung. Michael Ferber

Eine Burg unter dem Altar

Einen sensationellen Fund entdeckten die Archäologen, die auf dem Zobtenberg gearbeitet hatten. Unter dem Fußboden der dortigen Kirche trafen sie auf Ruinen einer Burg aus dem 13. Jahrhundert. Die Wissenschaftler haben bereits seit längerem vermutet, daß die Kirche auf Trümmern eines anderen Gebäudes errichtet worden war. Jetzt haben sie die Gewißheit. Außer den Mauern fanden sie auch den zweiten Teil einer Drachenfigur, deren erster Teil vor 50 Jahren geborgen wurde. Die Breslauer Archäologen wünschen sich, daß dieser Fund in der Zukunft auch von Touristen besichtigt werden könnte. *Aus: Heimat und Glaube 58, 2006, 3, S. 8 (B.Sz.).*

„Rückkehr“ Eichendorffs an die Universität Breslau

Unter dem 8. Oktober 1801 notiert der 13jährige Baron Joseph von Eichendorff in sein elf Monate zuvor begonnenes Tagebuch: „nach Breslau kommen“; und tags darauf: „das erstmal im Convict geschlafen“. Am 16. Oktober heißt es da: „das erstmal in der Schule gewesen“; und einen Monat später: „das erstmal als Student in der Aula gewesen“. Bei dem Convict handelt es sich um das Josephskonvikt, bei der Schule um das seinerzeit noch im Gebäude der Universität untergebrachte Königl. Katholische Gymnasium zu Breslau (das ehemalige Jesuitenkolleg und spätere Matthias-Gymnasium), bei der Aula um die berühmte Aula Leopoldina. Dazwischen, am 6. November, schreibt Eichendorff in einem Brief an den jungen Diener Joseph (Sonntag) in Lubowitz: „Mir gefällt es jetzt schon so ziemlich im Convikt, doch an Lubowitz darf ich gar nicht denken!“

brachte Schul- und Studienzeit durch eine Tafel zu erinnern. Das Gebäude gehört zur Universität und beherbergt jetzt das Dekanat der Naturwissenschaftlichen Fakultät und das Institut für Anthropologie der Polnischen Akademie der Wissenschaften. Der Gedanke fand Anklang beim Rektor; mein diesbezüglich an ihn gerichtetes Schreiben wurde auch in der deutschsprachigen Ausgabe der Vierteljahresschrift der Universität Wrocław, dem ‚Akademischen Kaleidoskop‘ (Nr. 3/2004), abgedruckt.

Und so konnte darangegangen werden, einen geeigneten Platz für eine solche Tafel am Bauwerk zu bestimmen, einen Entwurf zu erarbeiten und mit der Hochschule abzustimmen, die Einwilligung des Denkmalschutzamtes zu erwirken und einen Steinmetz zu beauftragen. Auch das Einverständnis des im September 2005 ins Amt gekommenen neuen Rektors Prof. Leszek Pacholski zum Vorhaben blieb abzuwarten. Man verständigte sich rasch auf den Steinmetz, der schon eine im Dezember 2004 links vom Gebäudeportal angebrachte Gedenktafel für Edith Stein geschaffen hatte, und auf den rötlich-braunen Granit dieser Tafel. Die meinerseits gefertigte Arbeitsvorlage für den Steinmetz beinhaltet eine zweisprachige (polnisch-deutsche) Beschriftung mit folgendem deutschen Text: DER DICHTER / JOSEPH VON EICHENDORFF / (1788-1857) / WOHNTE HIER VON 1801 BIS 1804 / ALS GYMNASIAST UND STUDENT DER LEOPOLDINA. Außerdem sollte das Bronzerelief Joseph von Eichendorffs aus dem 47teiligen Zyklus schlesischer Dichter und Philosophen des Malers und Bildhauers Walter Kalot verwendet werden; die Witwe des Künstlers hat für diesen Zweck einen Abguß zur Verfügung gestellt.

Die Gedenktafel wurde am 30. November 2005 an der Hauptfassade des Gebäudes (Schmiedebrücke/Kuźnica 35) zwischen den beiden linken erdgeschoßigen Fenstern angebracht, d.h. ins dortige Bossenwerk einge-



Joseph von Eichendorff und sein Bruder Wilhelm besuchten vom Oktober 1801 bis August 1803 die beiden letzten Klassen (Klassen 5 und 6) des Gymnasiums und wohnten noch ein weiteres Jahr im Josephskonvikt - unterbrochen nur von den jeweils in Lubowitz verbrachten Ferien. Zum Schulabgang, am 18. August 1803, wurde das einhundertjährige Bestehen der Katholischen Universität Leopoldina aufwendig gefeiert, worüber Eichendorff im Tagebuch ausführlich berichtet. Zu der Jubelfeier verfaßte er im Auftrag seines Lehrers Anton Rathsmann auch ein Gedicht. Vom 19. Oktober 1803 bis 25. März 1805 studierten die Brüder Eichendorff an der Philosophischen Fakultät der Leopoldina und hospitierten im letzten halben Jahr am evangelischen Maria-Magdalenen-Gymnasium. Wie ein roter Faden ziehen sich die Eintragungen über ständige Theaterbesuche („In der Commedie gewesen“) durch das Tagebuch. Im Konvikt wurde auch selbst Theater gespielt (meist unter Josephs Mitwirkung), Bälle wurden veranstaltet und fröhliche Gelage (bezeichnenderweise „Conditionen“ genannt) gehalten. Es muß eine glückliche Zeit gewesen sein, die die Brüder Eichendorff im Josephskonvikt erlebten. Zuweilen ist aber auch von „matter“ oder „schwarzer Bangigkeit“ die Rede, die den ‚Convictor‘ befällt, insbesondere nach dem Fasching und anderen Lustbarkeiten, vor nahenden Examen und nach dem Tod eines Freundes.

Vor zwei Jahren regte ich gegenüber dem Rektor der Universität Breslau, Prof. Zdzisław Latajka, an, an Eichendorffs im Josephskonvikt ver-

fügt; das Reliefbildnis Eichendorffs ist zu der dem hl. Namen Jesu geweihten Matthias-Universitätskirche auf der anderen Seite der Universitätsstraße/Uniwersytecka gewandt, in der er (am 28. Juni 1802) gefirmt wurde. Ein dem Dichter gewidmeter Vortrag des Emeritus der Ludwig-Maximilians-Universität München und Präsidenten der Alexander von Humboldt-Stiftung, Prof. Dr. Wolfgang Frühwald, der im letzten Jahr zum ausländischen Mitglied der Polnischen Akademie der Wissenschaften gewählt wurde, wird im Frühjahr 2006 folgen. Vielleicht gelingt es auch, die im 150. Todesjahr Eichendorffs (2007) von der Eichendorff-Gesellschaft in Zusammenarbeit mit dem Freien Deutschen Hochstift Frankfurt am Main (Goethe-Haus) geplante Gedenkausstellung unter dem Titel „Eichendorff wiederfinden“ an der Universität Breslau zu zeigen. *Norbert Willisch*

Adenauer-Stiftung würdigt Hans Lipinsky-Gottersdorf

Die Hamburger „Konrad-Adenauer-Stiftung“ würdigte gemeinsam mit der „Hamburger Autorenvereinigung“ mit der gut besuchten Lesung „Geruch des Frühlings - Hans Lipinsky-Gottersdorf und Hamburg“ den großen, vor 15 Jahren verstorbenen schlesischen und oberschlesischen Kulturpreisträger. Es wirkten mit Matthias Kirbs (Norddeutscher Rundfunk) und der Vorlesepreisträger Malte Krüger. Die Moderation hatte der Autor Dietmar Bit-

trich inne. Die Veranstalter erinnerten daran, daß „HLG“ vor 50 Jahren zum ersten Mal die Hansestadt besuchte und hier am Elbufer seine berühmteste Erzählung „Geruch des Frühlings“ entstand. Gottfried Benn habe ihn den „sinnlichsten deutschen Schriftsteller“ genannt, und der Literaturkritiker Reinhard Baumgart habe diesen großen Schlesier mit Gabriel Garcia Marquez verglichen, während der bekannte polnische Autor Andrzej Szczypiorski nach der Lektüre der „Prosna-Preußen“ „berauscht wie eine Droge war.“ Erich Maria Remarque rühmte „HLG“ als „deutschen Nabukow“.

Übrigens: Der Breslauer Germanist und Polonist sowie Präsident der polnischen Ernst-Jünger-Gesellschaft und Karl-May-Gesellschaft (beide mit Sitz in Breslau), Prof. Dr. Wojciech Kunicki (Zobten), hat gerade das erste polnische Buch über „HLG“ veröffentlicht. Und in Düsseldorf existiert immer noch der von Lipinsky-Gottersdorf und dem Verfasser vor 26 Jahren gegründete „Westdeutschen Autorenverband“ (WAV), der von vielen Schlesiern, wie dem Maler und Schriftsteller Norbert Dolezich, mitgeprägt wurde. In seinen Statuten wurde die Förderung u. a. der schlesischen sowie osteuropäischen Literatur festgelegt.

Joachim Georg Görlich

Abschied von Kardinal Scheffczyk - bedeutender Theologe und heimatverbundener Oberschlesier

Am 8. Dezember 2005 ist der aus Beuthen in Oberschlesien stammende, international renommierte Theologe Kardinal Leo Scheffczyk im 86. Lebensjahr in München verstorben. Seiner alten oberschlesischen Heimat war er bis zuletzt treu verbunden. Erinnert sei an die in dieser Zeitschrift (Heft 2/05) wiedergegebene Predigt beim Gedenkgottesdienst der Landsmannschaft der Oberschlesier „Gegen das Vergessen - 60 Jahre nach Flucht und Vertreibung“ am 7. Mai 2005 in der Münchner St. Jakobskirche. Dabei scheute er sich nicht, die „Greuel“ der Vertreibung beim Namen zu nennen und die Haltung der Vertriebenen als „gewaltiges Opfer vor Gott und den Menschen“ zu würdigen. Er sagte aber auch: „Die vergangene tragische Geschichte lenkt unseren Blick zuletzt von der ausschließlichen Zuwendung an die irdische Heimat ab und richtet ihn auf die wahre, endgültige Heimat im Himmel.“ Nun ist er dorthin heimgeholt worden.

Am 9. Dezember 2005 richtete Papst Benedikt XVI. ein Kondolenztelegramm an den Erzbischof von München und Freising, Kardinal Friedrich Wetter, in dem es heißt: „Mit tiefer Trauer und innerer Bewegung habe ich vom Heimgang des geschätzten Kardinals Leo Scheffczyk am Hochfest der Unbefleckten Empfängnis Mariens Kenntnis erhalten. Sein reiches priesterliches und wissenschaftliches Leben und Wirken widmete er mit unermüdelichem Eifer der theologischen Durchdringung und Verkündigung der göttlichen Wahrheit. In seiner Glaubenstreue sowie in seiner menschlichen Güte und Bescheidenheit bleibt er seinen Schülern und vielen Gläubigen ein leuchtendes Vorbild. Möge die jungfräuliche Gottesmutter, der Kardinal Scheffczyk sein ganzes Leben in kindlicher Liebe verbunden war, ihn in das ewige Vaterhaus geleiten. Von Herzen erteile ich allen, die um den verstorbenen Kardinal der Heiligen Kirche trauern und um sein ewiges Heil beten, als Unterpfund göttlichen Trostes den Apostolischen Segen.“

Am 13. Dezember wurde der Sarg mit dem Leichnam Kardinal Scheffczyks in den Münchner Liebfrauentempel überführt und auf den Stufen zum Altar aufgebahrt, so daß die Gläubigen im stillen Gebet von ihm Abschied nehmen konnten. Dabei hielten Mitglieder der geistlichen Familie „Das Werk“, der der Verstorbene angehörte, Gebetswache. Den Sarg schmückten das rote Kardinalsbibrett und ein Meßkelch - ein Geschenk seines Heimatpfarrers aus Beuthen - sowie die Stola, die er bei der Priesterweihe getragen hatte.

Am 14. Dezember folgte ein feierliches Pontificalrequiem im Liebfrauentempel, an dem Bischöfe aus ganz Deutschland und Professoren vieler Katholisch-Theologischer Fakultäten sowie zahlreiche Repräsentanten des öffentlichen Lebens teilnahmen. Hauptzelebriant war Kardinal Friedrich Wetter, der auch die nachfolgend wiedergegebene Predigt hielt.

Dem Begräbnis am 15. Dezember ging ein weiteres Pontificalrequiem in der Bregenzer Stadtpfarrkirche St. Gallus voraus, das der schlesische Landsmann des Verstorbenen, Kardinal Joachim Meisner, Erzbischof von Köln, in Anwesenheit einer großen Trauergemeinde zelebrierte. In seiner Predigt deutete er es als Höhepunkt eines von marianischer Frömmigkeit geprägten Lebens, daß die göttliche Vorsehung für den angesehenen Dogmatikprofessor und Marienverehrer das Hochfest Maria Empfängnis zu seinem Sterbetag bestimmt hat. Wörtlich: „Dieser Sterbetag ist ... ein großes Ausrufezeichen, das auf den Inhalt dieses gesegneten Lebens von Kardinal Scheffczyk hinweist. ... Das Leben unseres heimgerufenen Kardinals hatte ... einen ... marianischen Rahmen. Von frühester Kindheit an haben seine El-



Kardinal Joachim Meisner (links) und Bischof Philip Boyce (rechts) im Gebet vor dem Sarg des verstorbenen Kardinals Leo Scheffczyk in der Stadtpfarrkirche St. Gallus, Bregenz/Vorarlberg. Aufnahme: Josef Güfel.

tem das sensible und geistig wache Kind in das kirchliche Leben des oberschlesischen Landes hineingeführt, das tief marianisch geprägt war. Die marianischen Wallfahrtsorte, die berühmten Marienbilder in den Pfarr- und Klosterkirchen, die unzähligen Marienbildstöcke der oberschlesischen Landschaft und die unsterblichen schlesischen Marienlieder haben die Seele des Kindes tief geprägt und sie damit geöffnet für das Geheimnis der Menschwerdung Gottes in Jesus Christus und sein gottmenschliches Wirken ...“

Kardinal Meisner würdigte den Verstorbenen sodann ebenfalls als großen Theologen, „der Theologie nicht nur als Rede über Gott, sondern in besonderer Weise als Rede vor Gott verstanden“ habe, weshalb „zwischen den Zeilen seiner theologischen Werke der Geist der Ehrfurcht, des Staunens, der Bewunderung und der Anbetung“ wehe. Darum habe sich der zurückhaltende Theologe plötzlich als Kardinal häufiger zu Wort gemeldet, „wo es darum ging, Klärung und Orientierung in Situationen der Verwirrung und des Irrtums zu geben“. Papst Benedikt XVI. habe zu ihm vor kurzem gesagt, „von den späterberufenen Theologen ins Kardinalskollegium sei Leo Scheffczyk einer der wenigen gewesen, von denen die Kirche noch viel Erleuchtung und Ermutigung erfahren habe“.

Wir Schlesier sind Kardinal Scheffczyk dankbar für die bei vielen Gelegenheiten gezeigte Solidarität mit uns und sein offenes Bekenntnis zur alten Heimat sowie seine Wahrhaftigkeit. Nicht von ungefähr stehen auf seinem Sterbebild neben dem Wahlspruch aus dem Kardinalswappen die Worte der Gründerin der geistlichen Familie „Das Werk“: „Wer aus Gottes Licht der Wahrheit dient, lebt die wahre Liebe.“ Sie finden sich auch auf den Steintafeln an seinem Grab, in das er auf dem Friedhof der geistlichen Familie im Kloster Thalbach bei Bregenz/Vorarlberg zur letzten Ruhe gebettet wurde.

Norbert Willisch

Predigt für Leo Kardinal Scheffczyk

Während des Pontificalrequiems für Leo Kardinal Scheffczyk am 14. Dezember 2005 im Dom Zu Unserer Lieben Frau in München hielt Kardinal Friedrich Wetter, Erzbischof von München und Freising, die folgende Predigt.

„Den Herrn, den König, der kommen wird, kommt, wir beten ihn an.“ So beginnt die Kirche im Advent das tägliche Stundengebet. So hat auch Kardinal Leo Scheffczyk zu Beginn dieses Advents gebetet. Vor wenigen Tagen ist der Herr zu ihm gekommen und hat ihn zu sich heimgerufen. Es war am 8. Dezember, am Fest der Unbefleckten Empfangenen Gottesmutter, die der heimgegangene Kardinal so sehr verehrt hat. An ihrem Festtag hat sie ihn mit mütterlicher Hand in die Herrlichkeit ihres Sohnes geführt. Damit ist ein langes, fast 86jähriges Leben auf Erden zu Ende gegangen. Es war ein reich erfülltes Leben!

Kardinal Scheffczyk wurde am 21. Februar 1920 in Beuthen, mitten im oberschlesischen Kohlenrevier, geboren. Nach dem Abitur trat er 1938 in das Priesterseminar ein und begann in Breslau das Studium der Theologie. Zwei Jahre später wurde er zum Wehrdienst einberufen. In Norwegen geriet

er in Kriegsgefangenschaft. Nach dem Krieg konnte er nicht mehr in seine schlesische Heimat zurückkehren. Gottes Vorsehung führte ihn nach Bayern, wo er eine neue Heimat fand.

Kardinal Faulhaber weihte ihn am Fest Peter und Paul 1947 im Freisinger Dom zum Priester. Nach kurzer Tätigkeit als Kaplan arbeitete er als Subregens und Dozent am Priesterseminar in Königstein, das für die Priesteramtskandidaten aus den deutschen Ostgebieten dort errichtet worden war. In dieser Zeit promovierte er an der Münchner Theologischen Fakultät zum Doktor der Theologie und habilitierte sich anschließend bei Michael Schmaus, den Gott 1993 auch an einem 8. Dezember heimgelassen hat.

Sechs Jahre wirkte Leo Scheffczyk als Professor für Dogmatik in Tübingen. 1965 trat er in München die Nachfolge seines Lehrers Michael Schmaus an, wo er 20 Jahre bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1985 in Forschung und Lehre eine fruchtbare, segensreiche Tätigkeit entfaltete. Zahlreiche Schüler in aller Welt zeugen von seiner hohen Anerkennung als theologischer Lehrer. Auch nach seiner Emeritierung legte er die Hände nicht in den Schoß, sondern arbeitete unermüdet weiter in Publikationen, Vorträgen und Predigten. Aus seiner Feder stammen etwa 1200 Veröffentlichungen. Wie sehr sein Rat und seine Mitarbeit gesucht waren, zeigt sich an der hohen Zahl wichtiger und angesehener Gremien, deren Mitglied er war. Das sind die Päpstliche Marianische Akademie, die Päpstliche Internationale Theologische Akademie, der Päpstliche Rat für die Familie, die Glaubenskommission der Deutschen Bischofskonferenz, die Bayerische Akademie der Wissenschaften und die Görres-Gesellschaft für interdisziplinäre Forschung.

Doch bei aller hohen Theologie blieb Leo Scheffczyk stets ein den Menschen naher Seelsorger. Jahrzehntlang hat er im Münchner Bürgerheim in der Dall'Arminstraße als einfacher Seelsorger gewirkt, auch noch nach seiner Ernennung zum Kardinal. Als Papst Johannes Paul II. im Februar 2001 den damals Einundachtzigjährigen zum Kardinal ernannte, löste dies eine allgemeine Überraschung aus. Vor allem war Leo Scheffczyk selbst überrascht und meinte, dies sei „doch etwas zu groß für mich“. Aber wer ihn kannte, wußte, daß hier ein hochverdienter Mann der Kirche geehrt wurde.

Bei aller internationaler Anerkennung und Hochschätzung blieb Kardinal Scheffczyk stets bescheiden, ja demütig, lauter im Wesen, nobel in der Gesinnung, gütig im Handeln. Das hat auch seine Theologie geprägt. Sein theologisches Arbeiten war ihm Dienst für Christus, der die Wahrheit ist; Dienst für die Kirche, welcher der Herr die Wahrheit von Gott anvertraut hat; Dienst für die Menschen; denn die Wahrheit des Glaubens ist, wie er betont, Heilswahrheit, Wahrheit, die den Menschen heilt und ihm Heil vermittelt. Die Wahrheit des Evangeliums holt den Menschen aus dem Dunkel seiner Entfremdung und hebt ihn ins Licht Gottes.

Unbestechlich hat Leo Scheffczyk der Wahrheit des Evangeliums gedient. Denn die Wahrheit ist nicht verhandelbar. An ihr hat er nicht rütteln lassen, auch wenn man ihn als konservativ abstempeln wollte. In diese Schublade paßt er nicht. Er sah sehr wohl den Wandel der Zeit und darin das Positive wie das Negative. Wer sein Werk kennt, weiß um die Weite seines Geistes, die sich in der Überfülle der von ihm behandelten Themen zeigt. Keiner Frage ist er ausgewichen. Alles hat er in ernster Auseinandersetzung und abwägendem Denken bedacht, stets bemüht, den anderen zu verstehen. Es ging ihm darum, „das Bleibende im Wandel der Zeit“, wie er einmal formulierte, herauszustellen.

Dabei wußte er sich der Wahrheit des Glaubens verpflichtet, verbunden mit der im Gewissen begründeten Wahrhaftigkeit des Denkens und des Lebens in der Kirche. „Die katholische Glaubenswelt“ heißt der Titel eines seiner Werke. Die katholische Glaubenswelt in ihrer Weite war seine geistige Heimat. Was er gelehrt hat, das hat er auch gelebt. So war er ein glaubwürdiger Zeuge der katholischen Wahrheit. „Lehre die Wahrheit unverfälscht und mit Würde“, trug Paulus seinem Schüler Titus auf (Tit 2,7). Dies hat Leo Scheffczyk getan. Er hat die Wahrheit des Evangeliums unverfälscht und mit Würde gelehrt, sich für sie eingesetzt und verzehrt und ist uns so ein Vorbild der Glaubensstreue geworden.

Bei seiner Ernennung zum Kardinal wählte Leo Scheffczyk als Wahlspruch für sein Wappen das Wort des Apostels aus dem Epheserbrief: den „unergründlichen Reichtum Christi verkündigen“ (Eph 3,8). Unter dieses Apostelwort hat er sein ganzes Leben gestellt und uns damit gezeigt, was die Mitte seines Denkens und Arbeitens war, und vor allem auch, was die Mitte seines Lebens war: Jesus Christus, der einen unergründlichen Reichtum in sich birgt, weil in ihm die ganze Fülle der Gottheit wohnt (Kol 1,19). Es kam ihm darauf an, „in Christus zu sein“. Was das bedeutet, erläutert er in einer Predigt folgendermaßen: „Es meint mehr als eine bloße Gesinnungsgemeinschaft mit Christus, mehr auch als eine moralische Bindung an

Christi Beispiel oder Gebot. Es geht vielmehr um ein lebendiges Ergriffen- und Durchdrungensein von Christus, das dem Gläubigen Anteil gewährt am Leben des Herrn, so daß vom Christen dann auch das Apostelwort gilt: „Nicht mehr ich lebe, Christus lebt in mir“ (Gal 2,20).

In einer Predigt zitierte er einmal Meister Eckhart, der seinen Schülern immer wieder sagte: „Die Leute sollen nicht immer so viel nachdenken, was sie wohl tun sollten. Sie sollen lieber bedenken, was sie sein sollen“, und fährt dann selber fort: „denn die guten Werke kommen aus dem guten Sein“, aus dem Sein in Christus. Darauf kam es ihm selbst an; in Christus wollte er leben und durch sein Arbeiten dazu beitragen, daß alle in das „Sein mit Christus“ finden.

Auf seinem Weg durch das Leben hat er sich Maria, der Mutter des Herrn, anvertraut. Er hat nicht nur oft und Wichtiges über Maria geschrieben und das große Marienlexikon herausgegeben. Er hat selbst an der Hand Mariens gelebt und sich von ihr immer tiefer in den unergründlichen Reichtum Christi hineinführen lassen. An ihrer Hand ist Kardinal Scheffczyk nun aus dieser Welt hinausgegangen und vor das unverhüllte Antlitz Gottes getreten. Nun darf er schauen, was er geglaubt und gelehrt hat, und teilhaben an dem unergründlichen Reichtum Jesu Christi, an der Fülle des Lebens bei Gott. Amen.

Personen

Breslauer Ehrendoktorwürde für Prof. Dr. Rudolf Lenz

Beginnend Anfang der 70er Jahre hat Prof. Dr. phil. Dr. h.c. Rudolf Lenz mit hohem Einsatz und herausragenden Ergebnissen die Marburger Personalschriftenstelle an der Philipps-Universität aufgebaut, die inzwischen auch in Dresden sowie in Breslau je eine Zweigstelle besitzt und durch eine Vielzahl von Buchpublikationen hervorgetreten ist, die das schlesische Personalschrifttum des 16. bis 18. Jahrhunderts (insbesondere die Leichenpredigten) zum Gegenstand haben.

Die Philosophische Fakultät der Leopoldina-Universität zu Breslau akzentuierte am 15. November 2005 mit der hohen Auszeichnung indessen auch den Einsatz von Prof. Lenz für das Erhaltenbleiben von schlesischen Baudenkmalern und Kulturgütern. Besonders genannt seien die Schloßkirche in Oels mit ihrer Kettenbibliothek sowie das Rybisch-Haus in Breslau mit seinem Renaissance-Portal. Die enge Zusammenarbeit von Prof. Lenz mit dem Würzburger Gerhard-Möbus-Institut geht inzwischen schon über Jahrzehnte und wird insbesondere durch die Kooperative mit Prof. Baumgart und Prof. Keil akzentuiert.

Hilde-Marie Groß

Geburtstagsglückwünsche

Am 2. Januar konnte Prof. Dr. *Hubertus Lossow* in Berlin seinen 95. Geburtstag begehen, wo er nach der Vertreibung seit 1953 als Professor an der Hochschule für Bildende Künste gewirkt hat. Er ist der Nestor der schlesischen Kunstgeschichte, der 1997 für seine verdienstvollen Beiträge zur Erforschung und Darstellung des deutschen Kulturerbes des Ostens mit dem Georg-Dehio-Preis der Künstlergilde ausgezeichnet wurde. In Oppeln geboren, wurde er 1935 an der Breslauer Friedrich-Wilhelms-Universität zum Dr. phil. promoviert. Seit 1934 war er am Schlesischen Museum der Bildenden Künste in Breslau tätig, seit 1944 kommissarisch als Direktor. Als Kenner der italienischen Kunstgeschichte und seit 1974 Präsident der Società Dante Alighieri hat er sich mit seinem Werk über Michael Willmann als Meister der Barockmalerei, das im Bergstadtverlag W. G. Korn erschienen und noch erhältlich ist, für immer in die Annalen der Geschichte der Bildenden Kunst in Schlesien eingeschrieben. Viele schlesische Künstler des 19. und 20. Jahrhunderts darunter Adolf Dressler, Theodor und Markus von Gosen sind von ihm in Schriften gewürdigt worden, vielfach in Aufsätzen in der Zeitschrift „Schlesien“. Der liebenswürdige Gelehrte hat leider schon lange nur noch eine geringe Sehkraft. Aber Dank der Hilfe seiner aufopfernd mitwirkenden Ehefrau kann er aus dem Reichtum auch seines optischen Gedächtnisses noch immer arbeiten. Er ist uns als Ehrenmitglied des Verein der Freunde und Förderer eng verbunden.

Am 5. Januar vollendete der in Oppeln geborene Jurist *Werner Glaubitz* sein 70. Lebensjahr in Stuhr-Heiligenrode bei Bremen. Nach der Vertreibung hat er 1956 das Abitur in Rütthen/Möhne abgelegt. 1961 folgte das Referendarexamen in Köln, 1965 in Düsseldorf das zweite juristische Staatsexamen. Er wirkte in Arbeitgeberverbänden, die letzten 25 Jahre seiner Tä-

tigkeit als Leiter der Abteilung Recht und soziale Sicherung des Verbandes Gesamtmetall in Köln. Glaubitz gehört zu den Autoren des Kommentars zum Betriebsverfassungsgesetz. Seine Verbundenheit mit der Arbeit zur Pflege des deutschen Kulturerbes Schlesiens führte dazu, daß er im vergangenen Jahr zum Beisitzer im Vorstand des Vereins der Freunde und Förderer gewählt wurde.

Am 22. Januar ist der langjährige Vorsteher des Diakonissen Mutterhauses Frankenstein in Wertheim/Main (seit 1974), Pfarrer i. R. *Heinz Pregel*, in Münchberg 85 Jahre geworden. Wenn die Stiftung Kulturwerk Schlesien nun schon seit Jahrzehnten eng mit dem Wertheimer Museum zusammenarbeitet und jedes Jahr dort mehrere Kabinettausstellungen veranstaltet, so ist der Anfang für diese Wirksamkeit schlesischer Kulturpflege an der Mündung der Tauber in den Main von Pfarrer Pregel mitermöglichst und während seines Wirkens im Mutterhaus förderlich begleitet worden.

Am 12. Februar beging in Berlin der gebürtige Liegnitzer *Sigismund Freiherr von Zedlitz* seinen 75. Geburtstag. Er war 1969 als Major i. G. aus der Bundeswehr ausgeschieden und dann bis 1989 als Leiter der Vertriebsnetzplanung Inland bei VW-Audi in Wolfsburg tätig. Als Vorsitzender der Historischen Gesellschaft Liegnitz gehört er zu den Persönlichkeiten, die seit den 70er Jahren Brücken in das dem Nachkriegspolen zugefallene Schlesien geschlagen haben - unter Wahrung eines objektiven Geschichtsbewußtseins und zugleich mit dem Ziele fruchtbarer, nachbarlicher Zusammenarbeit mit den neuen Bewohnern des Landes. Seine weitverzweigte Familie gehört zu den Vettern von Wahlstatt (1241) und war seit 1275 in den Herzogtümern Schweidnitz, Jauer und Liegnitz ansässig. Sie stellte nicht nur mehrere Landeshauptleute und Kammerpräsidenten, sondern namentlich den um die Kultur der Freiheit in Deutschland hoch verdienten Justiz- und Kultusminister Friedrich des Großen Karl Abraham Freiherr von Zedlitz.

Am 20. März vollendete in München Dipl.-Ing. *Georg Drechsler* sein 85. Lebensjahr. Er ist in Traunstein geboren, aber durch seine in Breslau geborene und in Oberschlesien aufgewachsene Ehefrau Helga geb. Rüster mit Schlesien und der Arbeit für die Pflege des deutschen Kulturerbes Schlesiens mit Herzblut verbunden.

Allen Jubilaren gelten herzliche Glück- und Segenswünsche. Wir sind ihnen allen in der Erfüllung der gemeinsamen Aufgaben für unser deutsches Vaterland und eine gedeihliche Zukunft Europas dankbar verbunden.

Eberhard G. Schulz

Bundesverdienstkreuz für Lina Goldammer

In einem Festakt in der Würzburger Residenz wurde am 9. Dezember 2005 Lina Goldammer mit dem Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland ausgezeichnet, überreicht vom Bayerischen Staatsminister Eberhard Sinner. Lina Goldammer ist Inhaberin des 1880 in Lauban gegründeten und heute in Würzburg ansässigen Goldammer-Verlages, in dem 13 (!) schlesische Heimatblätter betreut werden. Ausgezeichnet wurde ihr verlegerisches und persönliches Engagement für die aus der Heimat vertriebenen Landsleute, erschien doch bereits 1950 in dem von ihr und ihrem 1969 verstorbenen Mann geleiteten Druck- und Verlags-haus Goldammer das „Schlesische Wochenblatt“ als Bindeglied für die im Westen verstreut lebenden Schlesier und Sudetendeutschen. Wir gratulieren!

Ulrich Schmilewski

Medaille „Bene merenti“ der Bayerischen Akademie der Wissenschaften für Norbert Willisch

Als äußeres Zeichen des Dankes für sein erfolgreiches, engagiertes Wirken im Dienste der Wissenschaft verlieh die Bayerische Akademie der Wissenschaften dem Ministerialrat im Bayerischen Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Norbert Willisch anlässlich seines Ausscheidens aus dem beruflichen Leben die Medaille „Bene merenti“ in Silber. Der Präsident der Akademie, Prof. Dr. Heinrich Nöth, überreichte die Auszeichnung im Rahmen der Feierlichen Jahressitzung vor einem großen Kreis von Wissenschaftlern und der Wissenschaft zugetanen Persönlichkeiten im Herkulesaal der Münchner Residenz am 3. Dezember 2005. Er würdigte dabei die beinahe 30 Jahre währende verantwortliche Tätigkeit von Norbert Willisch für Angelegenheiten der Informationsverarbeitung und Telekommunikation im Hochschulbereich des Landes und die auf der Grundlage wichtiger konzeptioneller Arbeiten entstandene ausgezeichnete Infrastruktur auf diesem Gebiet. Für das Leibniz-Rechenzentrum der Bayerischen Akademie der Wissenschaften habe Ministerialrat Willisch die Entwicklung vom re-



Vorder- und Rückseite der Medaille „Bene merenti“ in Silber der Bayerischen Akademie der Wissenschaften von Theodor von Gosen.

Aufnahme: Walter Haberland.

gionalen Rechenzentrum für die wissenschaftlichen Einrichtungen in München und Umgebung über ein bayerisches Hochleistungsrechenzentrum bis hin zum gegenwärtigen nationalen Höchstleistungsrechenzentrum - letzteres gegen heftige Konkurrenz einer Allianz norddeutscher Länder - wesentlich mitbestimmt.

Die vom Bayerischen Hauptmünzamt aus Feinsilber geprägte Medaille wurde 1909 von dem Bildhauer und Lehrer an der Breslauer Kunstakademie Theodor von Gosen (1873-1943), einem Meister der Medaillenkunst, geschaffen. Der in Augsburg geborene Künstler hat seine Ausbildung in München erfahren und stand in engem Kontakt mit dem berühmten Bildhauer Adolf von Hildebrand und seinem Kreis. Die Medaille mißt 45 mm im Durchmesser. Auf ihrer Vorderseite ist ein den wissenschaftlichen Fortschritt symbolisierender athletischer Jüngling mit brennender Fackel dargestellt; die Rückseite zeigt eine Eule auf antikem Helm - Attribute der Göttin Athene, der Schutzherrin der Wissenschaften und Künste - vor einem Geflecht von Lorbeerzweigen.

Darunter gibt es 20 Träger der Medaille „Bene merenti“ in Silber. Darunter befinden sich so prominente Persönlichkeiten wie Prof. Dr. Otto Meitinger, Altpräsident der Technischen Universität München (der nach dem Krieg den Wiederaufbau der Münchner Residenz geleitet hat), die ehemalige Bayerische Justizministerin Dr. Mathilde Berghofer-Weichner (und langjährige Staatssekretärin im bayerischen Kultusministerium) sowie die Verleger Dr. h.c. Wolfgang Beck vom Verlag C.H. Beck und Prof. Dr. h.c. Klaus Gerhard Saur vom gleichnamigen Verlag. Die einzige Medaille in goldener Ausführung hat seit dem Jahr 2004 der frühere Bayerische Staatsminister für Wissenschaft, Forschung und Kunst Dr. h.c. Hans Zehetmair inne.

George-Sarton-Medaille für Gundolf Keil

Wer sich mit der - an Nederlandismen reichen - schlesischen Literatur des 12. bis 13. Jahrhunderts befassen will, tut gut daran, sich mit der hoch- und spätmittelalterlichen Literatur der Niederlande auseinanderzusetzen. Prof. Dr. Dr. Dr. h. c. Gundolf Keil, geschäftsführender Vorstand des Gerhard-Möbus-Instituts für Schlesienforschung an der Universität Würzburg, hat sich erstmals 1966 dem niederländischen Fachschrifttum des Mittelalters zugewandt, wobei seine Forschungen zunächst der Kompendienbildung galten, dann internmedizinische Diagnostik untersuchten, von dort sich pharmakographischen und pharmakopoetischen Texten zuwandten, um 2003 in der quellenanalytischen Dekodierung eines Lehrbuchs des Chirurgen Jan Yperman (1260-1330) zu gipfeln. Eine unter Prof. Keils Ägide in Brüssel und Würzburg gefertigte Studie war bereits 1996 mit der Sarton-Medaille ausgezeichnet worden. - Die Nominierung Gundolf Keils erfolgte 2004 von Brüssel aus; das Komitee folgte ihr einstimmig am 7. März 2005, und am 15. Dezember vergangenen Jahres konnte Prof. Keil die Medaille aus den Händen des Dekans der Medizinischen Fakultät der Universität Gent entgegennehmen. Seinen Laureaten-Vortrag hielt er über das Thema 'Jan Yperman en der Nederlandse chirurgie tijdens de late Middeleeuwen'; der Text wird in hochdeutscher Übersetzung zusammen mit der Laudatio des Kommissionspräsidenten Thiery in Band 20 (2006) der Zeitschrift 'Sartonia' erscheinen.

Christine Wolf

Polnisches Verdienstkreuz für Dr. Hans Caspary

In der polnischen Botschaft wurde im Dezember vorigen Jahres dem in Mainz lebenden Kunsthistoriker und rheinland-pfälzischen Landesoberkonservator a.D. Dr. Hans Caspary das Verdienstkreuz der Republik Polen verliehen. In der Laudatio wurden seine Verdienste um die Erhebung der deutschen großen Denkmäler im heutigen Polen zum Weltkulturerbe der UNESCO, unter anderem der Marienburg in Ostpreußen und zuletzt der beiden schlesischen Friedenskirchen Jauer und Schweidnitz, und seine gute Zusammenarbeit mit polnischen Fachkollegen zur Bewahrung dieses Erbes hervorgehoben.

Hubert Unverricht

In memoriam

Nachruf auf Rudi Haselbach

Am 6. Dezember 2005 verstarb völlig unerwartet in Fulda am Rande der Klausurtagung der CDU-Landtagsfraktion der südhessische Landtagsabgeordnete Rudi Haselbach (Wahlkreis Groß Gerau II). Der in Mörfelden-Walldorf lebende Politiker wurde am 23. Dezember 1944 in Fünzfinghuben (Sudetenland) geboren und fand nach dem Krieg in Südhessen eine neue Heimat. Nach der Mittleren Reife absolvierte er eine Ausbildung bei der Deutschen Bundesbahn, auf die eine wissenschaftliche Ausbildung für den höheren Verwaltungsdienst folgte (1991/92). Als Diplom-Verwaltungsbetriebswirt, Bundesbahnrat und zuletzt Bundesbahndirektor (1998) war er leitender Angestellter im zentralen Personalmanagement der Deutschen Bahn AG.

Haselbach war von 1992 bis 1995 und seit 1999 Mitglied des Hessischen Landtages. Er wirkte mit großem Engagement von 1999 bis 2003 als Vorsitzender des Unterausschusses für Heimatvertriebene, Aussiedler, Flüchtlinge und Wiedergutmachung und seit Mai 2003 als Vorsitzender des Innenausschusses des Hessischen Landtages. Seit Mai 2003 war er zudem der Vorsitzende des Arbeitskreises für Heimatvertriebene, Aussiedler, Flüchtlinge und Wiedergutmachung der CDU-Landtagsfraktion.

In dieser Funktion interessierte ihn auch die Arbeit der Stiftung Kulturwerk Schlesien, zu der im Frühsommer 2003 über Vorstandsmitglied Johannes Schellakowsky, M.A., Kontakt hergestellt wurde. Im Rahmen einer Arbeitskreissitzung im Hessischen Landtag stellten Vorstandsvorsitzender Dr. Klaus Schneider und Vorstandsmitglied Johannes Schellakowsky die Aufgaben und Projekte der Stiftung Kulturwerk Schlesien vor. Die Stiftung Kulturwerk Schlesien wurde daraufhin durch den Arbeitskreis mit der Planung und Durchführung einer Reise nach Schlesien beauftragt, die im September 2004 unter der wissenschaftlichen Leitung von Geschäftsführer Dr. Ulrich Schmilewski und Vorstandsmitglied Johannes Schellakowsky stattfand. An dieser Reise, die neben Breslau auch Schweidnitz, Brieg und Opateln zum Ziel hatte, nahm auch der Landesbeauftragte für Heimatvertriebene und Spätaussiedler der Hessischen Landesregierung, Rudolf Friedrich, teil. Der Verfasser erinnert sich gerne an die vertrauensvolle und angenehme Zusammenarbeit mit Herrn Haselbach bei der Planung der Reise und an die gemeinsamen Tage in Breslau und in Schlesien. Die Stiftung Kulturwerk Schlesien ist Rudi Haselbach, seinem Engagement und seinem Interesse zu Dank verpflichtet.

Johannes Schellakowsky

Regina Monser †

Erst jetzt haben wir durch einen Zufall erfahren, daß die langjährige Büroleiterin der Stiftung Kulturwerk Schlesien, Regina Monser, am 31. Juli 2005 in Würzburg verstorben ist.

Frau Monser stammte aus Schlesien. Sie ist am 31. Mai 1940 in Qualkau, Kr. Schweidnitz am Fuße des Zobten geboren. Am 1. Januar 1971 trat sie als Büroangestellte in den Dienst des Kulturwerkes Schlesien e. V. und wurde bei Errichtung der Stiftung wie alle Mitarbeiter des alten Kulturwerks übernommen. Vom 1. Januar 1977 bis zum 19. März 1992 war sie die Büroleiterin der Stiftung Kulturwerk Schlesien. Sie schied wegen Krankheit aus und erhielt ab 1995 Erwerbsunfähigkeitsrente.

Frau Monser ist allen Mitgliedern der Gremien der Stiftung Kulturwerk Schlesien und des Verein der Freunde und Förderer, die sie noch in ihrer Tätigkeit erlebt haben, in guter Erinnerung. Besonders bei der Vorbereitung und Durchführung von Jahres- und Wissenschaftlichen Studientagungen hat sie umsichtig und verlässlich gewirkt. Durch ihr freundliches, einfühlsames Wesen hat sie stets zu einer auch den Beratungen förderlichen Atmosphäre beigetragen. Ich habe es sehr bedauert, daß ich sie nach 20jähriger

Deine kleine Hand in meiner

von Richard Schiedel

deine kleine hand in meiner
überm weiten grünen plan!
wandern wir, so wandert einer,
und gott segnet unsre bahn!

lieg ich einmal unterm rasen,
blick ich nieder doch als stern,
eine flöte hörst du blasen,
meine stimme tönt von fern!

längst kein kind mehr, wirst du wandern,
sinnend rasten auch beim wein,
nie doch ohne mich, den andern,
er ist dein und du bist mein.

Zusammenarbeit aus dem Dienst des Kulturwerks Schlesien verabschieden mußte.

Nach der Beerdigung von Dr. Werner Bein folgte sie meiner Einladung in die Räume des Kulturwerks. So waren wir, Frau Anja Weismantel, Dr. Ulrich Schmilewski und ich noch einmal eine gemütliche Stunde beim Austausch von Erinnerungen mit ihr zusammen. Keiner ahnte, daß es das letzte Mal sein würde. Jeder, der Frau Monser gekannt hat, wird sich immer gern an sie erinnern.

Eberhard G. Schulz

In memoriam Hannes Glaeser

Wie uns Jutta Freifrau von Waltershausen voll Traurigkeit mitteilt, ist der nicht nur als Maler tätige Künstler Hannes Glaeser am 25. Oktober 2005 in Göttingen gestorben. Er ist am 9. Oktober 1915 in Breslau als Sohn des späteren Direktors der Paulinenhütte in Neusalz/Oder, Edmund Glaeser, und seiner Ehefrau Gertrud geb. Sachs geboren und war durch die Mitwirkung seines Vaters am schlesischen Kulturleben mit der Kulturgeschichte Schlesiens von Jugend auf vertraut (siehe Günther Grundmann: Erlebter Jahre Widerschein. Bergstadtverlag W. G. Korn 1972, S. 219-225 mit Abb. vor S. 225).

Er hat nach Krieg und Vertreibung lange in Schweden gelebt. Anfang der 80er Jahre kam er, bereits krank, nach Deutschland. Ich lernte ihn in Nürtingen kennen, wo er an der Kunstschule von Karl-Heinz Türk, deren Entstehung auch die Stiftung Kulturwerk Schlesien hatte fördern können, als Lehrer wirkte. Wir sahen uns dann später noch einmal in Göttingen wieder. Wenn er auch mit seinem kleinen Hund Faxl am liebsten schwedisch sprach, so war er doch ganz und gar Schlesier geblieben. Fotografien schlesischer Objekte aus den 30er Jahren übergab er mir für die Stiftung Kulturwerk Schlesien. Er war ein unvergeßlicher Mensch.

Eberhard G. Schulz

Zur Erinnerung an Lisa Pohl

Zehn Wochen vor ihrem 100sten Geburtstag verstarb Lisa Pohl am 17. Januar 2006 in ihrem Haus in Wolfshau. Noch vor einem Jahr konnte sie Gäste in ihrem Haus empfangen. Diese trafen Lisa Pohl in begnadeter geistiger Frische und guter Verfassung an. Es war erstaunlich, wie sie sich um das Wohl der Gäste kümmerte und ihrer Haushälterin die Anweisungen gab. Der Tod zweier lieber Menschen, ihrer Haushälterin und der eines guten Freundes und Nachbarn, welcher sich seit 50 Jahren um Garten und Haus kümmerte, hatte Lisa die Freude am Leben genommen.

Lisa Pohl war wohl die letzte noch lebende Zeitzeugin, die den großen schlesischen Dichter und Schriftsteller Gerhart Hauptmann noch persönlich kannte. Im Haus Wiesenstein in Agnetendorf konnte sie den letzten Geburtstag von Gerhart Hauptmann miterleben. Ihr Schwager Gerhart Pohl war ein enger Vertrauter Hauptmanns. Ihm oblag es, die Überführung des toten Gerhart Hauptmann nach Hiddensee mit einem Sonderzug in Abstimmung mit den Russen durchzuführen. Lisa Pohl lebte bis zuletzt im vorletzten Haus auf dem Weg zur Schneekoppe in Wolfshau. Gerhart Pohl hatte dieses Haus 1932/33 von der Familie Citroen erworben. Pohl war mit den Söhnen befreundet, die in Berlin als Journalisten tätig waren. Die jüdische Familie Citroen sah die Gefahr der braunen Gesinnung kommen und entschloß sich, nach Amerika zu emigrieren.

In dem Roman „Fluchtburg“ hat Pohl diesem Haus ein Denkmal gesetzt. Für Kritiker und Verfolgte der NS-Diktatur war dieses Haus die letzte Station auf der Flucht aus Deutschland (besonders aus Breslau) über den Riesengebirgskamm nach Böhmen und weiter in das rettende Asyl. Dichter und Denker wie Werner Milch, Jochen Klepper, Will-Erich Peuckert trafen sich zum Gedankenaustausch im Pohlschen Haus.

Wer das Pohlsche Haus besuchte, erlebte mit Lisa Pohl eine großartige Frau, die am Weltgeschehen rege teilnahm, und die Gespräche und Diskussionen mit ihr waren ein besonderes Erlebnis. - Mögen viele bei einem Besuch der Kirche Wang an der letzten Ruhestätte von Lisa Pohl innehalten und dieser so liebenswürdigen Frau gedenken.

Ulrich Junker

Aus dem Schlesischen Museum zu Görlitz

Am 13. Mai eröffnet das Schlesische Museum seine Dauerausstellung

Ungefähr 1.000 Exponate wechseln derzeit im Schlesischen Museum zu Görlitz ihren Standort. Aus den Depots im bisherigen Museumsgebäude Untermarkt 4 wandern sie in die siebzehn frisch sanierten Ausstellungsräume des benachbarten Schönhofes und dem dazu gehörigen Mittelhaus. Der historische Schönhof, dessen Raumstruktur, Wandputze und gemalten Dekorationen aus der Renaissance stammen, sowie das dahinter liegende Mittelhaus aus dem 19. Jahrhundert werden ab 13. Mai 2006 einen Ausstellungsrundgang auf 2.000 m² Fläche durch die schlesische Geschichte bieten. Das dritte Gebäude des Museumskomplexes, das Haus am Fischmarkt, wird bereits seit Abschluß der Bauarbeiten im Juni 2005 für Veranstaltungen genutzt und ist zukünftig auch für Sonderausstellungen vorgesehen. Mit der Dauerausstellung wird hier zugleich eine Präsentation von deutschen, polnischen und tschechischen Partnermuseen eröffnet. Die vorgestellten dreißig Institutionen widmen sich in ihrer Arbeit einem gemeinsamen Thema: der Geschichte Schlesiens.

Das Görlitzer Museum ist die jüngste dieser Einrichtungen. Seit im Jahre 1996 die Stiftung gegründet wurde und 1999 ein neu gebildetes Mitarbeiterteam mit dem Aufbau einer Sammlung begann, konnte es sich als zentrales Museum für Schlesien auf dem Boden der Bundesrepublik Deutschland etablieren. Ein wichtiger Schritt dazu war seine Teileröffnung im ‚Haus zum Goldenen Baum‘ am Görlitzer Untermarkt im Dezember 2001. Mit seither fünfzehn Sonderausstellungen und einem vielseitigen Veranstaltungsangebot ist das Museum bereits zu einer gefragten Adresse für Besucher aus der Region und ganz Deutschland geworden.

Nun bereiten sich die Mitarbeiter auf einen großen Besucheransturm vor, wenn sich die Tore des neuen Museumsgebäudes öffnen werden. Dabei ist der Schönhof selbst eine museale Sehenswürdigkeit. Bereits 30.000 Besucher wurden in der zweiten Jahreshälfte 2005 gezählt, als die sanierten Räume zur Besichtigung offen standen. Anfang 2006 begann der Aufbau der Ausstellungsmöblierung. Die Designer vom Büro HG Merz haben den grobverputzten Wänden und floralen Dekorationen des alten Schönhofes



Ausstellungsvitrinen werden im Schönhof aufgebaut.

Aufnahme: Schlesisches Museum zu Görlitz.

eine klar gegliederte, helle Ausstellungsarchitektur entgegengesetzt, die Exponate, Texte, Karten und Fotos sowie Film- und Tonstationen aufnimmt.

Beim Rundgang durch die Ausstellung im historischen Schönhof wird sich den Besuchern ein Panorama der schlesischen Geschichte vom Mittelalter bis in die frühe Neuzeit darbieten. Im Mittelhaus setzt sich der Gang durch das 19. Jahrhundert fort. Für die besten Stücke schlesischer Kunst und des Kunsthandwerks sind exklusive Ausstellungsbereiche vorgesehen. Aus der wohl größten privaten Sammlung von Ansichten und Veduten aus Schlesien, die jüngst als Dauerleihgabe gewonnen werden konnte, wird eine grafische Schlesienreise im 19. Jahrhundert zusammengestellt. Schließlich zeigt das Museum seine Kunstsammlung der klassischen Moderne aus dem Umkreis der Breslauer Akademie. Großen Raum wird im Mittelhaus die Geschichte Schlesiens im 20. Jahrhundert einnehmen. Die traditionellen Präsentationsformen des Museums wechseln in diesen Ausstellungsbereichen zu einer dokumentarischen und mediengestützten Darstellung, die sich mit dem Nationalsozialismus in Schlesien, dem Zweiten Weltkrieg und der Vertreibung der deutschen Bevölkerung auseinandersetzt. Der Museumsbesuch endet mit dem Blick auf die Ansiedlung polnischer Bewohner in Schlesien und die Schicksale der Vertriebenen in Ost- und Westdeutschland.

Das Museum lädt am 13. Mai, um 17 Uhr, herzlich zu einem Museumsfest ein. Zuvor, um 14 Uhr, findet ein ökumenischer Gottesdienst in der Kirche St. Peter und Paul statt.

Schlesisches Museum zu Görlitz, Brüderstraße 8, 02826 Görlitz, Tel. 0 35 81/8 79 10, e-mail: kontakt@schlesisches-museum.de, geöffnet ab 14.05.2006: Di - So 10 - 17 Uhr.

Neues aus dem Oberschlesischen Landesmuseum

Lebendige Stille. Zum 100. Geburtstag des Malers und Schriftstellers Norbert Dolezich

Das Oberschlesische Landesmuseum in Ratingen-Hösel erinnerte in einer Ausstellung vom 12. Februar bis 19. März 2006 an Norbert Dolezich, 1906 in Bielschowitz/OS geboren und 1996 in Recklinghausen verstorben. Norbert Ernst Dolezich wuchs im ober-schlesischen Industriegebiet bei Beuthen auf. Nach dem Abitur studierte er Kunstgeschichte, Kunstpädagogik und Philosophie in Königsberg und Berlin. Als Kunsterzieher trat er in den höheren Schuldienst in Ostpreußen ein und übernahm 1941 in Königsberg eine Dozentur für Grafik an den Staatlichen Meisterateliers für Bildende Kunst. Seine Motive aus dieser Zeit sind vor allem stille Landschaften und Naturstudien aus Ostpreußen und Oberschlesien.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wirkte er als Kunsterzieher an Gymnasien in Burgsteinfurt und Recklinghausen und von 1960 bis 1972 als Fachleiter am dortigen Staatlichen Studienseminar. In seinem Schaffen als Grafiker mit Radierplatte und Zeichenstift, das den Schwerpunkt seiner künstlerischen Tätigkeit bildete, entwickelte er sich weiter zu seinem „symbolhaften Surrealismus“. So nannte er die „unlogischen“ Visionen, zu denen er - äußerst präzise zeichnend - natürliche und von Menschenhand geschaffene Objekte, Architektur- und Landschaftselemente zusammenfügte. Seine Arbeiten wurden in mehr als siebenzig Ausstellungen gezeigt; mehrfach wurde er ausgezeichnet, zuletzt 1985 mit der Ehrengabe zum Lovis-Corinth-Preis, Regensburg.

Seit den 60er Jahren entstand daneben sein literarisches Werk, das neben drei Lyrikbänden und den düsteren Geschichten „Wiesufer“ die Kindheitserinnerungen „Ich kam aus Orzegow“ und den autobiografisch geprägten Künstlerroman „Johannes Standorfer“ umfaßt. Im Mittelpunkt der Ausstellung stand jedoch das grafische Werk Dolezichs. Gezeigt wurden hauptsächlich Radierungen aus dem Zeitraum von 1929 bis 1974.

Südliches Feuer. Gemälde von Gerda Stryi

Vom 12. März bis 23. April 2006 erinnert das Oberschlesische Landesmuseums in Verbindung mit dem Verein der Freunde und Förderer der Stiftung Kulturwerk Schlesien (Würzburg) in einer großen Verkaufsausstellung an die 1905 in Kattowitz geborene und 1992 in Wiesbaden verstorbene Gerda Stryi, die eine ungewöhnliche Künstlerin war. Prof. Dr. Eberhard G. Schulz schreibt über sie: „1921 kam sie mit 16 Jahren aus eigenem Entschluß von Kattowitz nach Breslau, um sich für die Aufnahme in die ‚Staatliche Akademie für Kunst und Kunstgewerbe‘ zu bewerben. „Eine Mappe mit Pro-



Gerda Stryi (1905-1992): Wiesbadener Kurpark im Herbst, 110 x 115 cm, Öl/Leinwand, 1976.

bearbeiten unter Beifügung eines kurzen Lebenslaufes“ war einzureichen. Mutig, aber klopfenden Herzens wagte sie sich in die Kaiserin-Augusta-Straße. Die Kommission soll, wie sie als späteres Mitglied erfuhr, geschwankt haben. Eine Sechzehnjährige! Doch waren die Arbeiten, die die junge Schülerin in ihrer Mappe aus Kattowitz mitgebracht hatte, in ihrer Unfertigkeit vielversprechend. Otto Mueller, soll mit seiner Äußerung den Ausschlag gegeben haben: „Ach, nehmen wir sie doch!“ Er hat es nie bereut.

Schon als Kunstschülerin der Breslauer Akademie besaß Gerda Stryi außer einer gehörigen Portion Selbstbewußtsein auch ein ausgeprägtes Konzentrationsvermögen und viel Ausdauer. Als sie bereits bis zur Malklasse von Oskar Moll, dem Direktor, avanciert war, malte sie, während alle essen gingen, weiter an einem Stilleben. Oskar Moll, der als erster zurückkam, ließ sein Stauen über die Studentin, die nicht zum Mittagessen gegangen war, in Anerkennung der Arbeit einmünden. Die Hingabe an die Sache war die Grundlage ihres eigenen Weges.

Otto Mueller aus Liebau im Riesengebirge und Oskar Moll aus Brieg an der Oder waren ihre bedeutenden Lehrer. Otto Mueller mag ihre starke formende Kraft, die Architektur ihrer Bilder und den Mut zur großen Linie gefördert und bestätigt haben. Oskar Molls Reichtum an zarten Farbnuancen hat sie angeregt. Aber ihre Farben sind viel kräftiger, und ihre Bilder bringen Farbtöne hervor, mit denen man die Natur in ihren Stimmungen und Situationen auf eine ganz neue und intensive Weise erlebt. Sie sensibilisieren unser Farbempfinden und bereichern so unsere Sinne.

Zu dem inspirierenden künstlerischen Umfeld des Ehepaars Stryi-Leitgeb in Breslau gehörten der Bildhauer Robert Bednorz, der Maler Wolfgang von Websky, der Zeichner Paul Holz und vor allem der Restaurator und Maler Johann Drobek.

In der NS-Zeit galten die Bilder Gerda Stryis als „entartet“, und sie mußte sich damit begnügen, Bühnendekorationen zu entwerfen. Nach Flucht und Vertreibung reifte sie in Wiesbaden, wo sie ihren Ehemann, den Maler und Kunsterzieher Erich Leitgeb, bereits 1950 durch den Tod verlor, zu einer unverwechselbaren Künstlerin heran. Unterstützt von Johann Drobek, schuf Gerda Stryi zunächst die Fresken in den Sopraporten der Wiesbadener Theaterkolonnaden nach den preisgekrönten Entwürfen Erich Leitgebts und entwickelte ihr expressives Werk weiter. Vulkanischem Gestein, alten Häusern im mediterranen Licht galt zunächst ihr Interesse. Später kamen glühende Landschaften in Oberbayern, im Allgäu, im Wiesbadener Kurpark und an der Nordsee hinzu. Dazwischen malte sie immer wieder Stilleben: Blumen, oft in Nachbarschaft plastischer Formen. Im letzten Lebensjahrzehnt dominieren ausdrucksstarke Landschaftsbilder als Spiegel ihrer künstlerischen Seele.

Die Entwicklung dieser immer nach neuer Gestaltung strebenden Malerin fand kein Ende. Sie brach ab, als die Folgen des Sturzes von einer Leiter beim Einordnen ihrer Bilder sie zwangen, Pinsel und Palette aus den Händen zu legen. Gerda Stryi starb am 31. Oktober 1992 nach längerem Kranklager, das als Folge dieses Sturzes nötig geworden war.“

Oberschlesisches Landesmuseum, Bahnhofstr. 62, 40883 Ratingen-Hösel, Tel. 0 21 02/9 65-0; Fax: 0 21 02/9 65-2 40; e.mail: osl@oberschlesisches-landesmuseum.de; www.oberschlesisches-landesmuseum.de; Öffnungszeiten: täglich außer montags von 11-17 Uhr.

Neues aus dem MUSEUM FÜR SCHLESISCHE LANDESKUNDE im HAUS SCHLESIEN

Porzellan-Genuß. Die Produktion von Carl Tielsch aus Waldenburg in Schlesien

Ein festlich gedeckter Tisch ist Zierde und Zeichen kultivierten Wohlstandes. Noch im 18. und frühen 19. Jahrhundert war Porzellan dem Adel vorbehalten. Das Bürgertum wollte ab Mitte des 19. Jahrhunderts nicht mehr nachstehen. Aufwendig, ausgefallen und abwechslungsreich waren die Formen und Dekore.

Zu den größten deutschen Porzellanfabriken gehörte die von Carl Tielsch in Schlesien. Nicht nur Luxusgegenstände, auch gute Gebrauchsporzellane für Bürger- wie Arbeiterhaushalte begründeten seine Erfolge. Rasch wurden die Bezeichnungen TPM, CT und Altwasser zu Markennamen. Ähnliche Adlermarken ließen bewußt Verwechslungen mit den namhaften Berliner Porzellanherstellern KPM und Schumann zu. Bereits nach wenigen Jahren exportierte die Firma in die USA und präsentierte fortan ihre Waren auf den Weltausstellungen. Im Jahr 1917 wurde eine Aktiengesellschaft gebildet, an der sich verstärkt die oberfränkische Porzellanfabrik Hutschenreuther beteiligte. Statt des vorgesehenen Jubiläums bildete das Jahr 1945 das Ende des deutschen Betriebes. Der Name lebte in der wiederaufgenommenen polnischen Produktion noch kurze Zeit weiter. Bis heute wird die alte Porzellanfabrik betrieben.

Ein breiter Querschnitt aus zahlreichen Privatsammlungen wird nun im Museum von Haus Schlesien, einem Zentrum schlesischer Kunst und Kultur, präsentiert. Prunkgeschirre, Schalen und seltene Vasen sowie Ansichtsporzellane sind genauso in großer Anzahl zu sehen wie Kaffee-, Tee- oder Tafelservice. Dabei spannt sich der zeitliche Bogen von den Gründerjahren bis zum Zweiten Weltkrieg. Aus der unübersehbaren Fülle eines Jahrhunderts wird ein repräsentativer Querschnitt geboten. Diese Sonderausstellung des Museums für schlesische Landeskunde vom 2. April bis 24. September 2006 ist eine Fortsetzung seiner langjährigen Reihe „Schlesische Porzellane“. Ein ausführlicher Bericht über die Ausstellung folgt in der nächsten Ausgabe des Kulturspiegels. *Nicola Remig*

Haus Schlesien, Deutsches Kultur- und Begegnungszentrum e.V., Museum für schlesische Landeskunde, Dollendorfer Str. 412, 53639 Königswinter-Heisterbacherrott, Tel. 0 22 44/88 60, Fax: 0 22 44/88 62 30, e-mail: museum@hausschlesien.de, www.hausschlesien.info; geöffnet: Di-Sa 10-12, 13-17 Uhr, So, Feiertags 11-18 Uhr, Mo geschlossen.

Wissenschaft

Deutsch-polnisches Kooperationsprojekt zur Geschichte Schlesiens: Adel in Schlesien - Herrschaft, Kultur, Selbstdarstellung

Kulturwissenschaftler mehrerer Universitäten und wissenschaftlicher Institute (Breslau/Wrocław, Dresden, Oldenburg, Passau, Stuttgart) haben sich unter der Leitung des Kunsthistorikers Jan Harasimowicz (Universität Breslau) und des Historikers Matthias Weber (Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, Oldenburg) zusammengefunden, um innerhalb von drei Jahren untereinander vernetzte Teilvorhaben zum Thema „Adel in Schlesien - Herrschaft, Kultur, Selbstdarstellung“ zu realisieren. Ein Schwerpunkt liegt dabei auf der Nachwuchsförderung: Vier Stipendien bieten Doktoranden aus Deutschland und Polen die Möglichkeit



Detail am Haynauer Schloßportal mit Doppelporträt Herzog Friedrichs III. von Liegnitz-Brieg (1520-1570) und seiner Gemahlin Katharina von Mecklenburg (1518-1581), um 1547/48. Aufnahme: Tobias Weger.

des intensiven fachlichen Austauschs in einem Graduiertenkolleg und die Chance, für längere Zeit im jeweiligen Nachbarland zu arbeiten. Als Ergebnisse werden mehrere Grundlagenwerke zur Thematik erwartet.

Gesteigertes wissenschaftliches Interesse an Kultur und Geschichte des Adels in Schlesien ist sowohl deutscher- als auch polnischerseits zu erkennen. Es fehlt nicht an Fallstudien und Detailanalysen über dieses Thema. Ein dringendes Desiderat der Forschung stellt jedoch die Bündelung der Ergebnisse der Einzeluntersuchungen im Rahmen einer kulturwissenschaftlichen Zusammenschau auf der Grundlage bilateraler, interdisziplinärer Kooperation dar. Aufbauend auf bisher geleistete Forschungen sollen bei dem im Jahr 2005 begonnenen, interdisziplinär konzipierten Vorhaben größere wissenschaftliche Einheiten der politischen Geschichte, der kulturellen Wirkung und des Selbstverständnisses des schlesischen Adels in den Mittelpunkt gestellt und zusammenfassend im aktuellen Wissenschaftsdiskurs behandelt werden. In untereinander vernetzten Teilvorhaben kooperieren dabei Kulturwissenschaftler mehrerer Universitäten und Forschungseinrichtungen in Deutschland und Polen.

Im Kontext der erweiterten Europäischen Union gewinnt die Thematik eine besondere Aktualität, da Kultur und Geschichte des Adels kein nationales, sondern ein nationenübergreifendes Phänomen darstellen, das nur im größeren europäischen Kontext adäquat diskutiert werden kann. Die Finanzierung wird vom Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien und von polnischen Institutionen gesichert.

Das Projekt setzt im Rahmen eines bilateralen Graduiertenkollegs einen besonderen Akzent auf die Nachwuchsförderung. Im Oktober 2006 sollen die Ergebnisse auf einer Internationalen Fachtagung in Breslau vorgestellt werden. Folgende Teilprojekte werden realisiert:

1. Das Repertorium „Adel in Schlesien: Quellenkunde, Bibliographie, Forschungsperspektiven“ (Leitung: Joachim Bahlcke, Universität Stuttgart, Marian Ptak, Universität Breslau/Wrocław) soll ein nach modernen Standards konzipiertes Hilfsmittel liefern, das die bisherigen Forschungen zum schlesischen Adel in unterschiedlichen Nationalhistoriographien bilanziert, zentrale Quellenbestände sowie die vornehmlich durch die Konfliktgeschichte des 20. Jahrhunderts zerstörte Überlieferung dokumentiert, einen umfassenden bibliographischen Zugang bietet und darüber hinaus Impulse für eine vergleichende europäische Adelforschung gibt.

2. Im Rahmen des Graduiertenkollegs: „Genealogie und Repräsentation. Formen und Funktionen adliger Kultur in Schlesien in der Neuzeit“ (Leitung: Thomas Wunsch, Universität Passau) werden von einer deutsch-polnischen Jury vier Promotionsstipendien vergeben. Neben der wissenschaftlichen Exzellenz soll dabei die interkulturelle Kompetenz gefördert werden, indem die Kollegiaten abwechselnd in Deutschland und in Polen arbeiten.

3. Das Teilprojekt „Schlesisches Arkadien. Adel, Semantik und Landschaftsprojektion in der Frühen Neuzeit und in der Ära der Romantik“ (Leitung: Walter Schmitz, Dresden, Mirosława Czarnecka, Wrocław) analysiert die kulturelle Repräsentation des schlesischen Adels aus literatur- und kunsthistorischer Perspektive. Mit der Frühen Neuzeit und der ‚Achszeit‘ um 1800 stehen jene beiden Umbruchszeiten im Mittelpunkt, die Position, Funktion und Mentalität des Adels nachhaltig prägen bzw. veränderten.

4. Das Projekt „Gedächtniskultur des schlesischen Adels vom Spätmittelalter bis zum Ende des 18. Jahrhunderts am Beispiel des Fürstentums Liegnitz“ (Leitung: Jan Harasimowicz, Wrocław) widmet sich der interdisziplinären Erforschung der vielfältigen bildlichen und literarischen Manifestationen der Gedächtniskultur des Adels in Schlesien während der Frühen Neuzeit. Ein zentraler Aspekt ist die Dokumentation vom Verfall bedrohter Epitaphien.

Matthias Weber

Bildende Kunst

POLKE. Das kann doch kein Motiv sein. Die Editionen 1963-2005

Nach Otto Dix rückt das Kunstforum Ostdeutsche Galerie in Regensburg eine zweite Galionsfigur seiner Sammlung in den Blickpunkt einer Sonderausstellung: Sigmar Polke. 1941 im niederschlesischen Oels geboren, gehört er zu den herausragenden deutschen Künstlern der aktuellen internationalen Kunstszene. Experimentierfreudig und technisch hoch versiert, greift sein komplexes Werk seit Jahrzehnten mitten hinein in die vorherrschenden Kommunikationsformen und -verwicklungen von Hoch- und Massenkultur.

Die Themenausstellung „Das kann doch kein Motiv sein“ zeigt eine spezifische Facette Polkes, die allzu oft hinter dem weltberühmten malerischen Werk zurücktritt. Präsentiert wird mit der Privatsammlung Dr. Axel Ciesielski der einzige komplett vorliegende Werkkomplex der Editionen von 1963 bis heute. Die Ausstellung umfaßt neben dem umfangreichen Konvolut von Druckgrafiken auch Plakate, Multiples, Katalogbeiträge und Künstlerbücher. Hier überrascht Polke mit Bild- und Sprachwitz und seiner seismografischen Wachsamkeit gegenüber den wechselvollen Szenarien des öffentlichen Lebens.

Polkes Editionen werden erst seit wenigen Jahren als eigenständige Werkgruppe von der Öffentlichkeit entdeckt. Mit ihnen lassen sich die Hinter- und Abgründe des weltberühmten malerischen Werks ausleuchten und auffächern. Die Regensburger Ausstellung präsentiert Polkes Editionen in Konstellationen, die sowohl seine Entwicklung vom engagierten Mitbegründer des „Kapitalistischen Realismus“ zum materialbesessenen Popkünstler als auch die gesamte thematische und technische Bandbreite seines vielschichtigen künstlerischen Schaffens herausarbeiten. Ikonographien des Alltags zwischen Kitsch und Klischee treffen auf Rasterbilder als kultur- und medienkritische Metaphern; die Hochkultur von Wissenschaft, Kunst und Malerei vermischt sich mit massenkulturellen Phänomenen.

Stets dabei im Blick: Polkes ironisch-ernster Zugriff auf Welt und Wirklichkeit, die sein tiefes Bewußtsein für die eigene Geschichtlichkeit als Mensch und Künstler spiegeln. Kunstforumsdirektorin Dr. Ulrike Lorenz: „Sigmar Polke ist der große abgründige Ironiker der deutschen Kunst der Gegenwart, bei dem man sich wunderbarerweise nie sicher sein kann, ob der ‚Fall ins Kaninchenloch‘ zu tieferen Einsichten oder doch nur zur Beule am Hinterkopf führt. Nach Otto Dix setzen wir in dieser Sonderausstellung unsere Auseinandersetzung mit wesentlichen Künstlern in unserer Sammlung fort.“ Die letzte Ausstellung des Kunstforums mit Gemälden von Sigmar Polke liegt 13 Jahre zurück und fand anlässlich der Verleihung des Lovers Corinth-Preises 1993 statt.

„POLKE. Das kann doch kein Motiv sein. Die Editionen 1963-2005“, Ausstellung im Kunstforum Ostdeutsche Galerie, Dr. Johann-Maier-Str. 5, 93049 Regensburg, 21.2.-14.5.2006, Öffnungszeiten: Di-So 10-17 Uhr, Do bis 20 Uhr; 1. Mai geschlossen.

Musik

Mit Mozart in Gleiwitz

Am 28. Januar vor 250 Jahren wurde in Salzburg Wolfgang Amadeus Mozart geboren. Irgendwann im Jahre 1790 traf der Meister im oberschlesischen Gleiwitz, vermutlich in der späteren Jahreshälfte, ein. Erst 2000 wurden im Stadtarchiv Dokumente über die Vorbereitungen für die Ankunft Mozarts entdeckt, was damals eine Sensation war. Denn in der Tat: Größere Lexika geben darüber keine Auskunft! Eingeladen wurde Mozart durch die Sänger eines nicht genauer benannten Gleiwitzer Musiktheaters, um an ihm sein neuestes Bühnenwerk zu demonstrieren. Die deutsche Polenzeitung „Samo Źycie“ (Ahlen/Westfalen) schrieb von einer Operette. Aber die

zeichnen sich durch eine hohe Interpretationsdichte aus. Engelbert Kutschera und Graham Johnson vermitteln ein zutiefst faszinierendes und ergreifendes Hörbild in außergewöhnlicher künstlerischer Übereinstimmung. Ergänzend zum „Schwanengesang“ sind weitere sechs Schubert-Lieder auf der CD zu hören, sie zählen zu den kostbaren Perlen der Musikliteratur; es sind zunächst zwei Goethe-Lieder: der hochdramatische, zupackende „Erlkönig“, fulminant vorgetragen, und der „Musensohn“, in einem genialen Zeitmaß musiziert, wie man ihn selten zu hören bekommt. Es folgen zwei Lieder nach Gedichten von Schiller: „Der Alpenjäger“ und „Hoffnung“. Ersteres, eine weitschweifende Ballade, gibt dem Sänger und Pianisten Gelegenheit zum vortrefflichsten Vortrag. „Hoffnung“, eingebettet in eine schwelgerische Melodie, wird sängerisch und pianistisch in wundervoller Einheit dargeboten. Mit dem dann zu hörenden „Im Abendrot“ hat Franz Schubert eines der schönsten und innigsten Lieder vertont. Der Textdichter ist der bedeutende pommersche Lyriker Karl Gottlieb Lappe. Klangliche Erfüllung und beseelter Vortrag zeichnen es aus. Das Schlußlied „Auf der Riesenkoppe“, nach einem Gedicht von Theodor Körner, hat Franz Schubert möglicherweise seinen Vorfahren in Österreich-Schlesien gewidmet. Die Schlußpassage mit „Sei mir gesegnet, hier in der Ferne, liebliche Heimat! Sei mir gesegnet, Land meiner Träume“ klingt nahezu wie eine Hymne.

In dem aufwendig gestalteten, 32 Seiten umfassenden CD-Beiheft erfährt der interessierte Leser mehr über den Komponisten und seine schlesischen Vorfahren. Ebenfalls kann im CD-Beiheft zu den Textdichtern, Liedern und Interpretieren Interessantes nachgelesen werden.

Die CD „Schwanengesang und ausgewählte Lieder“ von Franz Schubert, auch die CDs „Winterreise“ und „Die schöne Müllerin“ von Franz Schubert, mit Engelbert Kutschera, können u. a. über Vertrieb EWS, Sachsenweg 7, 33689 Bielefeld, Tel.: 0 52 05 / 23 86 00 zum Preis von je 16,40 € zzgl. Porto bezogen werden. Homepage: www.ews-musik.de.

Elis. Schneider

Ein Schopenhauerianer schreibt ein Requiem. CD-Einspielung des Requiems von Richard Wetz

Fünf Jahre nach dem Ende der Kampfhandlungen des Ersten Weltkrieges griff der Komponist Richard Wetz in seiner Erfurter Wohnung zum Stift, um die Texte der Totenmesse in Musik zu setzen. In dem für Deutschland schicksalhaften Monat November 1923 schrieb er die ersten Noten, im Juli 1925 schloß er das Werk ab. Wetz hatte in den vorausgegangenen Jahren „absolute“ Musik geschrieben: In rascher Folge waren drei Sinfonien entstanden, ferner zwei Streichquartette. Nun nahm er ein Werk in Angriff, in dem ein Text, und zwar ein schon oftmals vertonter liturgischer Text, mit Musik verschmelzen und von dieser gedeutet werden sollte. Einen unmittelbaren äußeren Anlaß für die Komposition eines Requiems gab es für Wetz nicht. Es ist zu vermuten, daß Wetz, der durch den Krieg und dessen Ausgang auf das Tiefste aufgewühlt worden war - am 31. August 1919 schreibt er: „Wenn ich an die „Deutschen“ denke, möchte ich laut aufschluchzen vor Weh.“ -, mit einem Requiem den Gefallenen des Weltkrieges ein Denkmal zu setzen wünschte.

Richard Wetz, 1875 im oberschlesischen Gleiwitz geboren, wurde durch den Katholizismus seiner Heimat religiös geprägt. Bald jedoch ging über seinem Leben die dunkle Glut der Sonne Schopenhauers auf. Fortan stand Wetz unter dem Einfluß des allen flachen Optimismus mit wunderbarer, beredter Schärfe auflösenden Denkens des Danzigers. Die katholische Fundierung des Musikers wurde dadurch nicht zerstört, zumal seine beiden musikalischen Leitbilder, Liszt und Bruckner, ihn in der katholisch-barocken Welt Alt-Österreichs festhielten, zu der auch Schlesien gehörte. Von aktiver Teilhabe am religiösen Leben lassen die derzeit vorliegenden Quellen für die Jahrzehnte, die Wetz von 1906 bis zu seinem Tode im Jahre 1935 in der Erfurt verbrachte, aber nichts erkennen, obwohl Wetz in seiner mit dem „Requiem“ anhebenden letzten Schaffensperiode mit Vorzug kirchenmusikalische Werke schrieb.

Vor einigen Monaten hat eine Osnabrücker Schallplattenfirma das Requiem opus 50 h-Moll von Richard Wetz auf CD vorgelegt. Damit liegt das gut einstündige Werk erstmals auf einem Tonträger vor. Dies sei Anlaß, den musikalischen Gehalt des Werkes zu würdigen. Auf dem zur Verfügung stehenden begrenzten Raum kann keine eindringende Analyse des Ganzen geleistet werden. Doch mag die Frage, wie ein Schopenhauerianer einen kirchlichen Text, der von Sterben, Tod und Gericht spricht, komponiere, fruchtbar sein und einen besonderen Zugang zu den musikalischen Mitteln, die Wetz anwendet, eröffnen.

Das Werk beginnt mit einer 23taktigen Orchestereinleitung: Während der ersten sieben Takte ist der Vorhang gleichsam noch geschlossen, dann öffnet er sich während der nächsten vier Takte unter Erklängen einer Folge von absteigenden, in verschiedenen harmonischen Farben schillernden Akkorden. Sofort schließt sich, von den Celli und der Baßklarinette getragen, ein ausdrucksstarkes 12taktiges Thema an. Es ist das Thema des unendlichen Leidens der Welt. 11 der 12 Töne der Oktave enthält es, nur das a ist ausgespart, geprägt ist es durch zahlreiche Halbtonschritte und durch zwei Intervallsprünge nach unten: eine große Septime und eine kleine Sext. Dieses Thema taucht im Laufe des Werkes noch oftmals auf, an Stellen, die von Schuld und Tod, vor allem von Leiden sprechen. Stets erklingt es in gleicher Gestalt, allenfalls verkürzt, niemals jedoch - mit Ausnahme des Orchesterzwischenspiels vor dem „Benedictus“ - variiert. Ich fasse diese Unveränderlichkeit als Sinnbild der Unveränderlichkeit des Leidens und der Unerbittlichkeit des allerorten rasenden Willens zum Leben, dessen Ausfluß das Leiden ist, auf. „Ja, wenn näher und unbefangen betrachtet, stellt das Leben sich vielmehr dar, wie ganz eigentlich darauf abgesehen, daß wir uns nicht glücklich darin fühlen sollen, indem dasselbe, durch seine ganze Beschaffenheit, den Charakter trägt von etwas, daran uns der Geschmack benommen, das uns verleidet werden soll und davon wir, als von einem Irrtum, zurückzukommen haben, damit unser Herz von der Sucht zu genießen, ja, zu leben, geheilt und von der Welt abgewendet werde. In diesem Sinne wäre es demnach richtiger, den Zweck des Lebens in unser Wehe, als in unser Wohl zu setzen.“ (Die Welt als Wille und Vorstellung. Bd. 2. Buch 4, Kap. 49). Merkwürdig ist, daß bisher keine Analyse von Wetz' Requiem, auch nicht die ausführliche von Polack, die Bedeutung, die dem Thema im Gefüge des Werkes zukommt, auch nur im Ansatz erkannt hat. Das Thema mündet beim ersten Erklängen in einen h-Moll-Akkord des Chores (Takt 24). Bereits wenige Partiturseiten weiter erklingt es nach den Worten, daß alles Fleisch - omnis caro - zu Gott kommen werde, donnernd fff ein zweites Mal, in voller Länge (Takt 83ff.). Nach den in einem Aufschrei des Chores, einem durch die Sekund zur Dissonanz geschärften Septakkord, endenden Kyrie-Rufen - Zweifel und Verzweiflung hat Wetz in die liturgischen Texte hineingelesen und hineinkomponiert - läßt Wetz den ersten Satz des Werkes mit dem in tiefen Streicherlagen fff einsetzenden und abebbenden Thema bedeutungsvoll enden.

Der Sequenz „Dies irae“ kommt allein aufgrund des Umfangs und der Gefühlsstärke des Textes in allen Requiem-Vertonungen eine gewichtige Stellung zu. Es überrascht nicht, daß das Thema gerade in diesem Satz mehrfach erscheint. Bei „Tuba mirum“ (Takt 62ff.) übernimmt es der Chor ff, vom Blech fff begleitet. Wenn bei „iudicanti responsura“ von der Verantwortung vor dem Weltenrichter die Rede ist (Takt 91), erklingt der Anfang in Hörnern und Trompeten, wenn von der Vorweisung des Buches - „Liber scriptus proferetur“ -, wird der Anfang in den Holzbläsern in verkürzten Werten zerhackt angedeutet (Takt 97), das volle Orchester bringt die ersten vier Takte bei „Unde mundus iudicetur“ (Takt 99ff.). Wenn von den Qualen der Verdammten gesungen wird (Takt 207ff.), zitiert das volle Orchester die ersten vier Takte tosend fff, sie gleich darauf - in Versetzung nach oben um einen Ganzton - sequenzierend, während der Chor sich in erregten Gebärden der Verzweiflung ergeht. „Will man den Grad von Schuld, mit dem unser Dasein selbst behaftet ist, ermessen: so blicke man auf das Leiden, welchem mit demselben verknüpft ist. Jeder große Schmerz, sei er leiblich oder geistig, sagt aus, was wir verdienen: denn er könnte nicht an uns kommen, wenn wir ihn nicht verdienten.“ (s.o. Kap. 46). Beim „quia resurget homo reus“ (Takt 270ff.) erklingt der Anfang des Themas in den tiefen Orchesterlagen.

Das „Domine Jesu Christe“ führt die Bitte um Erlösung der Verstorbenen durch verschiedene musikalische Gesten: vom drängenden Flehen über den Ausdruck des Schauderns angesichts der Schrecken der Unterwelt, über den ekstatischen, vertrauensvollen Aufschwung beim „Signifer Michael“ - hier hat Wetz gewiß an die Gefallenen des Weltkrieges gedacht, die der Kraft des Erzengels anvertraut werden - bis zu schlichter, ruhiger Bitte. Das Leidens-Thema kommt in diesem, dem kürzesten der Sätze, nicht vor.

Im „Sanctus“ meidet Wetz prunkende, glanzvolle Töne. Seinen Charakter deuten die Vortragsbezeichnungen „versonnen“, „schwärmerisch“, „sehr zurückhalten“ an. Auch die Harmonik deutet an, daß Gottes „Herrlichkeit dem Menschen gebrochen erscheint. Es ist weniger ein herrlicher als ein schrecklicher, vor allem ein rätselhafter, ferner Gott, der hier gerühmt wird: die Preisung „sanctus“ endet Takt 34/35 in einer an Sekundreibungen reichen Tonballung. Man beachte auch die konsequenten, dissonanzreichen Fortschreibungen in Takt 52ff., die im Takt 57 ausgerechnet bei „gloria tua“ in das im Orchester fff tosende Leidens-Thema münden,

von schmerzlichen Akkorden, die der Chor herauschreit, begleitet. Das zarte, „mit dem Ausdruck banger Erwartung“ vorzutragende Orchesterzwischenstück (Takte 82-105) vor dem „Benedictus“ kann als freie Variation des Themas verstanden werden. Immer wieder klingt dessen Anfangsgeste an, auch Intervallsprünge nach unten erinnern an seine Linie. Währenddessen ist die Konsekration der Opfertiere zu denken, also letztlich die Menschwerdung des Logos. Die Musik deutet an, daß sein Leiden bereits mit der Inkarnation beginnt, Menschsein schlechthin leiden heißt. Der Ton und die Gesten des Zwischenstücks werden im „Benedictus“ (und zwar in den Takten 128-142) aufgegriffen. Zu beachten ist auch hier die konsequente Fortschreitung der Stimmen.

Nach 15 den letzten Satz des Werks einleitenden, vom Orchester getragenen Takten singen die Altstimmen den Anruf „Agnus Dei, qui tollis peccata mundi“ in einer der Welt des Leidens-Themas nahestehenden, hochchromatischen, von Intervallen geprägten, alle 12 Töne der Oktave umfassenden Linie. Kaum ist erstmals die Bitte um den den Toten zu erlebenden Frieden vorgebracht, setzt in den Posaunen in Ursprungsgestalt das Leidens-Thema ein (Takte 34-38). Die dreitönige absteigende Linie von dessen Anfang beherrscht das Folgende (Takte 39-41, 60-62, 76-78, 84, 93). Die den Satz abschließende „cum-sanctis“-Fuge ist keineswegs, wie Wetz in einem Brief vom April 1925 glauben machen möchte, eine „selig dahinfließende Fuge“. Sie enthält starke Ausbrüche (Takt 133/134, 160-162) und mündet in einen verzweiflungsvollen fff-Aufschrei im g-Moll-Akkord, dem aber dissonant Sext und Septim zugefügt sind - ausgerechnet bei „quia pius es, o Domine!“. Hier ist die Verneinung des Willens zum Leben erreicht. „Denn das menschliche Dasein, weit entfernt den Charakter eines Geschenks zu tragen, hat ganz und gar den einer kontrahierten Schuld. Die Einforderung derselben erscheint in Gestalt der durch jenes Dasein gesetzten dringenden Bedürfnisse, quälenden Wünsche und endlosen Not. Auf Abzahlung dieser Schuld wird in der Regel die ganze Lebenszeit verwendet: doch sind damit erst die Zinsen getilgt. Die Kapitalabzahlung geschieht durch den Tod (s.o. Kap. 46). - Nach einem nur durch einen Paukenwirbel gefüllten Takt setzen Englischhorn und Baßklarinette mit dem Leidens-Thema ein. Es wird in voller Länge und wortwörtlich vorgetragen. Von dessen sechstem Takt an greift es der Chor ppp - „so leise wie möglich“ - auf: Quia pius, pius es, pius, quia pius es. Es mündet in H-Dur ein, das nun in den verbleibenden elf Takten die Strecke behauptet. Der Ton ist tröstlich, doch bleibt es ein gebrochener Trost. Oder meint er die - Erlösung? Steht das Rad des Ixion still?

Das „Requiem“ von Richard Wetz ist das Werk eines Meisters. Es ist ein tiefes Werk, das seine Geheimnisse nur dem enthüllt, der in die Gedankenwelt dieses schlesischen Mystikers eingedrungen ist. *Rudolf Benl*

Richard Wetz: Requiem opus 50 h-Moll. Mariette Zumbült (Sopran), Mario Hoff (Bariton); Dombergchor Erfurt und Philharmonischer Chor Weimar; Thüringisches Kammerorchester; Dirigent: George Alexander Albrecht. CD Nr. 777 152-2 der Firma cpo (Osnabrück).

Zu Wetz' Leben und Schaffen sei hingewiesen auf Hans Polack: Richard Wetz. Sein Werk und die geistigen Grundlagen seines Schaffens. Leipzig 1935 (zum „Requiem“ S. 56-63) und auf Erich Peter und Alfons Perlick (Bearb.): Richard Wetz als Mensch und Künstler in seiner Zeit. Eine Dokumentation mit zeitgenössischen Darstellungen und Selbstzeugnissen zum 100. Geburtstag des Meisters. Dortmund 1975. - Zu den in den vergangenen Jahren in Erfurt angestellten Bemühungen um das Werk von Wetz, zu deren Früchten die Aufführung des „Requiem“ am 27. September 2003 und die daraus entstandene CD gehören, vgl. die Artikel von Rudolf Benl in der „Kulturpolitischen Korrespondenz“ 1105 (15. März 2000), 1112/13 (30. Mai 2000), 1172 (20. August 2003). Zwei Fehler seien hier berichtigt: Die Neisser Aufführung des Jahres 1928 fand nicht in der dortigen Jakobuskirche statt, sondern im Stadttheater, und die Erfurter Aufführung des Jahres 1943 fand nicht am 23. März, sondern am 23. April (Karfreitag) statt.

Rudolf Benl

Literatur

Dr. h.c. Gerhart Hauptmann

Das Jahr 1905 begann mit der dritten Verleihung des Grillparzer-Preises der Wiener Akademie für Hauptmanns 1902 im dortigen Hofburg-Theater aufgeführtes, nach Thomas Mann in herrlichen Blankversen geschriebenes

dramatisches Gedicht „Der arme Heinrich“ (zuvor 1896 für „Hannele“, 1899 für „Fuhrmann Henschel“). Nachdem ihm der kaiserliche Schillerpreis zweimal verweigert wurde, erhielt er für „Rose Bernd“ von der Gegengründung der Goethebünde den sog. Volks-Schillerpreis. Die größte Ehrung aber kam aus England, vom Worcester College der Universität Oxford; datiert mit 8. Mai war ein Schreiben, das mit den Worten begann: „Hochverehrter Herr! Von den Behörden der hiesigen Universität beauftragt, erlaube ich mir Sie zu fragen, ob Sie einer von mir vorgeschlagenen Einladung Folge leisten können, den Ehrengrad von ‚Doctore Litterarum honoris causa‘ zu empfangen ...“

Der Brief war von einem Mathematikprofessor unterschrieben, die Anregung kam jedoch von dem Maler und Kunstschriftsteller Sir William Rothstein, der ihn bereits 1902 auf dem „Wiesenstein“ besucht hatte. In seinem Brief vom 10. Mai 1905 schreibt er eindeutig: „Lieber Herr Hauptmann - als wir bei Ihnen in Agnetendorf waren haben Sie von ihre Liebe für Oxford gesprochen. Ich habe in Oxford viele gute freunde, die auch von ihre Werk freunde sind. Also sollen sie hinkommen, und es ist arrangiert dass sie den Titel Doctor von literatur von der Universität kriegen“ (sic Original).

Hoherfreut reist der Dichter mit Frau Margarete nach England. Am 30. Mai wird ihm in einer großen Zeremonie mit lateinischer Ansprache der Dokortitel als „artis dramaticae summus inter hodiernos artifex“ verliehen. Bekleidet mit rotem Mantel und Doktor-Barett wird er fotografiert. Er besucht die Shakespeare-Gedächtnisstätten in Stratford on Avon, sieht Henry Irving in „Der Kaufmann von Venedig“ und trifft mit G. B. Shaw zusammen. Davon sind dessen ironische Worte überliefert: „Ich bewundere Deutschland sehr. Wie alle großen Länder ist es auch bescheiden, es überläßt gern die Ehrung seiner bedeutenden Männer dem Ausland.“

Eine weitere internationale Ehrung erfuhr Gerhart Hauptmann am 30. Mai 1909: die Verleihung des griechischen Ordens „Ordre Royal du Sauveur (Croix d'Officier)“. Doch anlässlich der Fünfhundertjahrfeier der Universität Leipzig wurde ihm am 30. Juli 1909 die Würde eines Doktors der Philosophie honoris causa und eines Magisters der freien Künste verliehen. „Es war die erste offizielle Ehrung, die mir auf dem Boden meines deutschen Vaterlandes zuteil wurde.“ So bekannte er in seiner Rede „Kunst und Wissenschaft“, gehalten am 23. November 1909 in der Aula der Leipziger Universität. „Sie machte mich stolz und ich bleibe erfüllt von Dankbarkeit“ - zumal der „historische Titel“ mache ihm „zuweilen in der Stille besondere Freude“. Im Tagebuch notierte er am 11. August 1909 lediglich: „Vorgestern z[um] Ehrendoktor v[on] Leipziger Uni[versität] bei 500 Jahr=Feier“.

Und wieder vergingen viele Jahre. Hauptmanns Werk und sein internationaler Ruhm wuchsen, ehe erneut eine Universität - freilich nicht in Deutschland - ihm die Ehrendoktorwürde verlieh. Im November 1921 hielt er im Festsaal der Universität Wien den Vortrag „Deutsche Wiedergeburt“ und empfing ihre Ehrenkette. Am 19. November 1921 fand in Prag seine Promotion zum Ehrendoktor der Philosophischen Fakultät der Deutschen Universität Prag statt, von seiner Ansprache am Tag vorher in der „Urania“ ist kein Text überliefert. Auch im „Diarium 1917-1933“ findet sich kein Niederschlag der Preisverleihung, hier folgt auf den 16. November 1920 der 1. Dezember 1921. Doch anlässlich einer Lesereise in Böhmen im Mai 1922 ist notiert: „Das Reichenberger und Gablonzer Erlebnis setzt das Prager fort mit großer Steigerung. Dieses Deutschtum, das mit begeisterter Liebe um mich brandete, erklärt sich von mir beschenkt.“

Bereits im November 1929 entstand der Plan, Gerhart Hauptmann zum 100. Geburtstag Goethes 1932 zu einer Amerika-Reise mit Goethe-Vortrag einzuladen. Bei einem Gespräch mit dem Dichter sechs Monate später gelang es dem amerikanischen Germanisten Frederick J.W. Heuser und dem Hauptmann-Biographen Hans von Hülsen, seine Zustimmung zu erhalten. Amerikanische Kreise zeigten sich interessiert, und dazu ja besonders Berufenen Nobelpreisträger einzuladen und die Vorbereitungen zu treffen.

Am 25. Februar kamen der Dichter mit Frau Margarete, Sohn Benvenuto und Sekretärin Elisabeth Jungmann nach stürmischer Fahrt auf dem Dampfer „Europa“ in New York an. Professor Heuser, der ihn auf allen Stationen der Reise begleitete, hat ausführlich darüber berichtet. Bei Empfang des Gastes in der Academy of Arts and Letters wurde er mit der Medaille der Akademie ausgezeichnet und als erster Deutscher zum Korrespondierenden Ehrenmitglied ernannt.

Die große Goethe-Rede hielt er zuerst am 1. März im Theater der New Yorker Columbia University, wiederholte sie dann noch in Cambridge, Washington (Empfang bei Präsident Hoover) und Baltimore. In der Columbia Universität fand auch die vielbeachtete Vorlesung aus eigenen Werken statt. Bereits am 29. Februar wurde dem Dichter in der Columbia Universität der vierte akademische Titel „Doctor litterarum h.c.“ verliehen. In sei-

nen Dankworten erklärte der Geehrte: „Wäre ich nicht Deutscher, möchte ich Amerikaner sein.“ Auch bei der Eröffnung der großen Hauptmann-Ausstellung im Deutschen Haus hielt er eine kurze Dankansprache. Es gab eine Begegnung mit der blinden Helen Keller und nach dem Besuch einer Aufführung von „Morning becomes Electra“ ein Treffen mit Eugene O’Neill. Natürlich wurde die Goethe-Rede durch alle Rundfunksender der USA und Kanadas übertragen, teilweise auch nach Deutschland. Es gab zahlreiche Interviews mit Journalisten. Dem Reporter der „Detroit Sunday Times“ erklärte er: „Hitler ist ein Experiment. Deutschland kann sich solche Experimente nicht leisten ... Ich sehe schwere Wolken am deutschen Horizont.“

Ein weiterer Ehrendokortitel schien sich nach der Amerika-Reise in Frankreich anzubahnen. Hauptmanns Eckermann Joseph Chapiro schrieb in einem Brief vom 8. August 1932 an den lieben, hochverehrten Freund: „Durch die neue Strömung ist in Frankreich - und nicht allein in Frankreich - das Misstrauen dermaßen gestiegen, daß das ganze von Rathenau und Stresemann aufgebaute diplomatische Werk einzustürzen droht. Wenn Sie nach Paris kämen, um an der Sorbonne als erster deutscher Dichter nach dem Krieg die höchste Auszeichnung der zweitältesten Universität Europas entgegenzunehmen, würden Sie bei dem spontanen, äußerst impulsiven französischen Volk Sympathien für Deutschland wecken, die kein Diplomat zu schaffen imstande wäre - dessen bin ich sicher!“

Und in einem PS mahnte er: „Es erübrigt sich hinzu zufügen, daß ich die Angelegenheit, solange es nicht entschieden ist, ganz vertraulich behandle - es wäre verhängnisvoll, wenn jemand ein Wort davon erführe!“ Beigelegt war ein Schreiben der Deutschen Botschaft in Paris an ihn vom 6. August 1932, in dem sich der Herr Botschafter Leopold von Hoesch für die Anregung bestens bedanken läßt und sich bereit erklärt, mit dem französischen Politiker Anatole de Monsie zu sprechen, „ob und wie eine Ehrung Gerhart Hauptmanns in der von Ihnen angedeuteten Richtung (Festakt, Ehrendoktor etc.) herbeigeführt werden könnte“. Das wichtigste Moment dabei sei aber, „ob nämlich Hauptmann, wenn sich Frankreich entschließt, ihn anlässlich seines 70. Geburtstages zu ehren, auch herkommen würde“. Noch am 9. August 1932 äußerte sich Chapiro begeistert „über die Möglichkeit der Durchführung meines seit langem gehegten Planes“. Indes scheint Hauptmann nicht gewillt gewesen zu sein, die schon geplanten aufwendigen Ehrungen in mehreren deutschen Städten zu unterbrechen, die dem Siebzigjährigen dann viel abverlangten. Bei einer Zusammenkunft mit Botschafter von Hoesch Ende Oktober in Berlin hat man wohl mit gegenseitigem Bedauern endgültig von dem Plan Abstand genommen.

Als die braune Herrschaft in Deutschland begann, war Gerhart Hauptmann siebzig Jahre alt. Während viele Schriftsteller und Künstler, die Verfolgungen fürchten mußten oder das nationalsozialistische System leidenschaftlich ablehnten, die Heimat verließen, blieb er im Lande. Zweifellos erkannte er das Unwesen der Nazi-Herrschaft nicht so genau, hoffte wie viele, auch erfahrene Köpfe, daß sie bald abwirtschaften würde. Er zog sich aus dem öffentlichen Leben zurück, eine Zeit seelischen Leidens und tiefer Vereinsamung begann. Doch im Werk machte er keinerlei Zugeständnisse, ließ sogar Widerstand erkennen.

Zu seinem 75. Geburtstag wurde in Berlin jede offizielle Ehrung untersagt. Auch sein 80. Geburtstag 1942 bereitete Unbehagen. Rosenberg forderte Goebbels auf, die Wahl der Aufführungen und Auswahl der Stücke zu überprüfen und die Presse rechtzeitig aufmerksam zu machen, ihn nicht etwa „als einen Dichter unserer Form zu feiern“ - doch an 114 Bühnen wurden 27 Hauptmann-Stücke gespielt. Nicht in Berlin, lediglich Ehrungen in seiner Heimat Schlesien und eine Festwoche in Breslau wurden erlaubt. Hans Daiber schreibt in seiner Biografie: „Höhepunkt war die Verleihung der fünften Ehrendoktorwürde in der prunkvollen Aula Leopoldina der Universität“. Doch das geschah nicht - wenn es vorgeschlagen war, dann wurde es untersagt. Lediglich die Ernennung zum ersten Ehrenbürger der Universität und die Auszeichnung mit dem Niederschlesischen Schriftumspreis und dem Siling-Ring fanden statt, mehrere Stücke wurden festlich aufgeführt. Auch in Wien gab es, obwohl das Propagandaministerium es „aus allgemeinen kulturpolitischen Erwägungen“ für unerwünscht erklärt hatte, eine Festwoche mit der Überreichung des Ehrenringes der Stadt Wien durch den Reichsstatthalter Schirach, der mit Goebbels zerstritten war. In Berlin wurde eher der gleichzeitige 80. Geburtstag von Adolf Bartels gefeiert (der immerhin 1906 ein 300-Seiten-Buch über Hauptmann veröffentlicht hatte). Die Geburtstags-Artikel über den Nobelpreisträger durften nicht länger sein als die über ihn. Im Thüringen Gauleiter Saukels wurde nur Bartels gefeiert. Der eher obskure „Niederschlesische Schriftumspreis“ war die einzige Auszeichnung, die der Nobelpreisträger im nationalsozialistischen Deutschland erhielt.

Heinz Dieter Tschörtner

Ehrengabe der Deutschen Schillerstiftung an Gerd-Peter Eigner

Mit der Dr. Manfred Jahrmarkt-Ehrengabe der Deutschen Schillerstiftung von 1859 wurde am 3. November 2005 der Schriftsteller Gerd-Peter Eigner ausgezeichnet. Gerd-Peter Eigner wurde am 21. Dezember 1942 in Malapane OS geboren, 1945 Flucht nach Dresden, später Schule und verschiedene Ausbildungsgänge u.a. in Wilhelmshaven, Studium ab 1964 in Hamburg (Volkswirtschaft, Soziologie und Geschichte), Schuldienst bis 1971, seither freier Schriftsteller, lebt heute, nach einer Vielzahl längerer Auslandsaufenthalte, in Berlin und Olevano Romano in Italien. Mit seinen drei Romanen „Golli“ (1978), „Brandig“ (1958) und „Mitten zwei“ (1988), die auch eine Trilogie der Extreme genannt werden, erregte er die Aufmerksamkeit der literarischen Öffentlichkeit. Seine Prosatexte, analytische Bewußtseinsstudien, bewegen sich zwischen mitreißender Darstellung und theoretischer Durchdringung der entworfenen Geschehens- und Bilderwelt. Ein Höhepunkt seines bisherigen Schaffens ist der Roman „Lichtfahrt mit Gesualdo“ (1996). Daneben hat Eigner zahlreiche Essays und Hörspiele veröffentlicht, neben Gedichten und szenischen Texten. Mit seinem Werk, das mehrfach mit Preisen und Stipendien ausgezeichnet wurde, gehört Eigner zu den gewichtigen Autoren deutschsprachiger Literatur.

Eichendorff-Gesellschaft: Bedeutende Dauerleihgabe ans Freie Deutsche Hochstift

Verschlungener hätten die Wege kaum sein können, auf denen wesentliche Teile des verstreuten literarischen Nachlasses Joseph von Eichendorffs in den vergangenen Jahrzehnten wieder aufgespürt und jetzt zusammengeführt wurden. Die Odyssee begann bereits, als nach dem Tod des Dichters der handschriftliche Nachlaß unter den drei Kindern aufgeteilt wurde. Der älteste Sohn Hermann hatte zunächst die Papiere - Notizen, Konzepte, Entwürfe, Vorstufen und fragmentarische Reinschriften zu veröffentlichen wie auch unvollendeten Schriften - durchgesehen und für die von ihm herausgegebene Gesamtausgabe der Werke seines Vaters verwendet. Dessen Sohn und Erbe Carl legte später mit dem bei ihm verbliebenen und erweiterten Autographenbestand - auch als „Wiesbadener Nachlaß“ bekannt - den Grundstein für das 1936 eröffnete Deutsche Eichendorff-Museum in dem Sterbehause des Dichters in Neisse. Hinzu kam der sogenannte „Sednitzer Fund“, ein umfangreiches Autographen-Konvolut, das vermutlich Eichendorffs Sohn Rudolf im Schloßchen Sednitz in Mähren, einem Landsitz der Familie, zurückgelassen hatte, und das erst 1920 aufgefunden wurde. Ein bedeutendes Konvolut war bereits 1880 unter bisher nicht eindeutig geklärten Umständen in die Königliche Bibliothek in Berlin gelangt. Sibylle von Steinsdorff, die sich eingehend mit der Geschichte des Eichendorff-Nachlasses beschäftigt hat, legt plausibel dar, daß es sich dabei um jenen Teil handeln muß, den Eichendorffs Tochter Therese geerbt hatte und aus finanzieller Not schon früh veräußern mußte (s. „Zur Veröffentlichung nicht geeignet ... Die Überlieferungsgeschichte des handschriftlichen Nachlasses Joseph von Eichendorffs“, in: Aurora. Jahrbuch der Eichendorff-Gesellschaft, 1994).

Nur dieser Teil des handschriftlichen Nachlasses hat den Zweiten Weltkrieg geschlossen überstanden, der Handschriftenbestand des Eichendorff-Museums in Neisse wurde mehrfach ausgelagert und galt nach 1945 als verschollen. Seit den 50er Jahren des vergangenen Jahrhunderts bis heute sind immer wieder Teile daraus aufgetaucht, wovon zunächst ‚Tagebuchaufzeichnungen‘ als ein Geschenk der ČSSR an das Goethe- und Schiller-Archiv Weimar gingen. Erst 1990 kam nach langen Verhandlungen im Tausch ein „Karton“ mit Materialien in den Besitz der Bundesrepublik Deutschland, die sie der 1952 neu gegründeten Eichendorff-Gesellschaft als Dauerleihgabe überließ. Seit den 50er und 60er Jahren wurden auch aus Privatbesitz einzelne Autographen - teilweise mit Neisser Provenienz - im Handel angeboten, die vom Land Baden-Württemberg für das neu eingerichtete Eichendorff-Museum in Wangen/Allgäu, vom Freien Deutschen Hochstift in Frankfurt am Main und der Eichendorff-Gesellschaft (mit Unterstützung des Bundesministeriums des Inneren - Eichendorff galt als „Vertriebener“!) erworben wurden. Hinzurechnen muß man allerdings auch jene Stücke, die Mitglieder der Familie Eichendorff einst verschenkt hatten. Denn im 19. Jahrhundert galten Entwürfe und Fragmente wenig, die Reinschrift, das vollendete Werk allein waren beachtenswert.

Nun hat die Eichendorff-Gesellschaft, die im Oberschlesischen Landesmuseum in Ratingen-Hösel beherbergt wird, ihren wertvollen Handschriftenbestand (später soll die Bibliothek folgen) als Dauerleihgabe dem

Freien Deutsche Hochstift in Frankfurt am Main zur Verfügung gestellt. Es handelt sich dabei um 176 Handschriften (50 Gedichthandschriften mit teils mehreren Gedichten, 19 Werkentwürfe, 22 Briefe Eichendorffs, 29 Briefe an Eichendorff, 4 Briefe Dritter, 43 Lebenszeugnisse inklusive Teilen der Tagebücher, 2 Stammbücher und ein Gästebuch). Zusammen mit dem Eichendorff-Bestand des Frankfurter Instituts ist somit ein wesentlicher, mühsam beschaffter Teil des Eichendorff-Nachlasses an einem Ort vereint.

Das Hochstift bedankte sich (bis 24. April 2005) mit einer kleinen, exquisiten Kabinettausstellung ‚Taugenichts oder Troubadour‘, die Renate Moering, die Leiterin der Handschriftenabteilung, klug konzipiert hat. In vier Vitrinen wird eine Auswahl von Werken, Briefen und Lebenszeugnissen gezeigt, die auch schon auf die große Gedenkausstellung 2007 (150. Todestag Eichendorffs) hinweist, die man gemeinsam mit der Eichendorff-Gesellschaft veranstalten wird. Zu sehen sind auch Handschriften aus eigenem Besitz einschließlich der kürzlich durch Spendengelder ermöglichten Neuerwerbung (eigenhändige Reinschrift des Gedichts ‚Fliegt der erste Morgenstrahl‘). Es könnte kaum augenfälliger präsentiert werden, was hier nun vereint ist und die Forschungsarbeit erleichtert. Ein Beispiel: Von der Novelle ‚Das Marmorbild‘ gehören die Bogen 1 bis 4 und Nr. 11 dem Freien Deutschen Hochstift, der Mittelteil, Bogen 5 bis 10, der Eichendorff-Gesellschaft. Von der Eichendorff-Gesellschaft kam auch die erste Fassung der Novelle ‚Aus dem Leben eines Taugenichts‘ mit dem Titel ‚Der neue Troubadour‘ (vor 1823). Wie sorglos - aus heutiger Sicht - die Erben mit Entwürfen umgingen, zeigt folgendes Exponat: Die Handschrift des Gedichts ‚An den Hasengarten‘ (frühe Fassung von ‚O Täler weit, o Höhen‘) wurde offensichtlich in Teile zerschnitten und einzeln an Eichendorff-Verehrer verschenkt. Das war häufig geübte Praxis. Dem Fragment einer Frühfassung der Novelle ‚Das Marmorbild‘ lag ein Brief (10.9.1881) Hermann von Eichendorffs an einen Autographensammler bei, dem er auf dessen Wunsch ‚eine Handschrift meines seel. Vaters‘ übersandte, und der er noch die ‚aus einem neueren Privatbrief [ausgeschnittene] Namensunterschrift‘ des Dichters beifügte. Welch goldene Zeiten für Autographensammler!

Ilse Unruh (Aus: Aus dem Antiquariat 2/2005, 8. April, S. 133f.)

„Auf dem Lesepult ein geöffnetes Buch ...“ Hanns Cibulkas Begegnung mit Gerhart Hauptmann

Am 20. Juni 2004 ist der Schriftsteller Hanns Cibulka in Gotha verstorben, wo er über dreißig Jahre die dortige „Heinrich-Heine-Bibliothek“ geleitet hat. In die deutsche Literatur schrieb er sich ein mit Gedichtbänden, die ihn als einen Lyriker von Rang ausweisen, wenngleich seine Verse bei weitem nicht das Echo ausgelöst haben, das seine umfangreichen Tagebuchniederschriften bewirkten. Kurz vor seinem Tod waren noch Aufzeichnungen unter dem Titel „Späte Jahre“ erschienen, in denen es heißt: „Unser Leben ist abendlich geworden, die Berührungspunkte mit dem Unsichtbaren nehmen zu.“

Tiefe Verletzungen hinterließ in Hanns Cibulka der Zweite Weltkrieg, nicht nur durch äußere Verwundungen, sondern durch den ständigen Umgang mit dem Tod, der bittere Verlust von Menschen, die ihm nahe standen - wie das polnische Mädchen Halina, das ihn immer wieder anrief in seinen Träumen. Und da ist auch der bittere Verlust seiner Heimat, der Geburtsstadt Jägerndorf, das mährisch-schlesische Land um das Altvatergebirge, eine Trauer, die sich nicht abstreifen ließ. Und die Landnahme im Thüringischen war schwierig; es fehlte ein Stück von des „böhmischen Volkes Weise.“ Davon ist immer wieder gesprochen worden, und alt wollte er gerne in seiner Heimat werden.

Viele Menschen müßten genannt werden, die Hanns Cibulka anrief, ihm ihre Stimme zu leihen, Trost und Mut zuzusprechen - allen voran immer wieder Goethe, der vielfach zitiert wird. Als Cibulka zu einem längeren Aufenthalt auf der Insel Hiddensee aufbrach, geschah es ganz im Zeichen Goethescher Wirklichkeitsbewältigung: „Heute habe ich mich für jenen Raum entschieden, den ich mit meinen Augen überblicken, mit meinen Worten abgrenzen kann. Ich habe mir Hiddensee freiwillig gewählt, diese Insel gibt mir das Maß, ich beschränke mich auf sie.“ Hiddensee, vielen nur als Urlaubsort bekannt, entdeckt Cibulka in einem Sommer - Schritt für Schritt erfuhr er seine vielfältige Struktur: Diese Insel hatte schon immer viele Suchende angezogen - sowohl den Naturwissenschaftler als auch den Künstler. Und vor allem jenen, der dieses Eiland als das „geistigste aller deutschen Seebäder“ bezeichnet hat: Gerhart Hauptmann, der am 29. Juli 1885 zum ersten Mal Hiddensee betrat und am 28. Juli 1946 auf dem Friedhof in Kloster seine letzte Ruhestätte fand.



Haus Seedorn, Aquarell von Eckard Weder; Jena.

Cibulkas Reise nach Hiddensee stand im Zeichen von Gerhart Hauptmann, was die recht ansehnliche Lektüre ausweist, die in seinem Gepäck verstaubt war: Die Dramen „Fuhrmann Henschel“, „Michael Kramer“, zu denen es heißt: „Jede einzelne Zeile war für diesen Dichter eine Kommunikation mit der Realität ... aus objektiven Bestimmungen und Überlegungen heraus geschrieben. Gerhart Hauptmann wußte, daß jeder Dramatiker, der seine Gestalten an der Peripherie des Lebens ansiedelt, wirkungslos bleibt.“

Hauptmanns Sommerdomizil, das „Haus Seedorn“, das der Dichter 1930 erworben hatte und beträchtlich erweitern ließ, hat Cibulka liebevoll beschrieben und besondere Gegenstände hervorgehoben, die ihm wesentlich erschienen - wie jene alten Stahlstiche, „eine Ansicht der „Abtey Rheinau“, das „Palais du Doge de Venise“ oder ein Panorama von Stralsund. Italienisch ist auch das Kruzifix an der Wand, ein wertvoller Torso aus dem 13. Jahrhundert. Trotz dieser Kunstgegenstände ist das Arbeitszimmer voller kühler Würde, wohlhabender Repräsentation. Wie bescheiden waren doch die Arbeitsräume seiner großen Zeitgenossen. Ich erinnere mich an das einfache Zimmer von Rainer Maria Rilke im Schloßchen Muzot, an den Arbeitsraum von Hugo von Hofmannsthal in Rodaun bei Wien.“

Hanns Cibulka war mit Hauptmann schon früh „in einen Dialog getreten“: Das war im November 1942 in Breslau, als der neunzehnjährige Soldat der deutschen Wehrmacht HC, der in einer Garnison in Schlesiens Hauptstadt lag, während der Festlichkeiten, die aus Anlaß des 80. Geburtstages Hauptmanns in Breslau stattfanden, dem Dichter nach einer Aufführung der „Rose Bernd“ begegnete. Es heißt: „Ich sehe ihn noch heute die Treppe herabkommen, ganz langsam. Er trug einen schwarzen Wintermantel, um den Hals einen weißen seidenen Schal, an seiner Seite ging seine Frau. Ich suchte die Gestalt des Dichters zu erfassen, auch wenn es nur im Vorübergehen war. Ich sah in sein Gesicht: es war ein Gesicht, für das es keine Grenzen mehr gibt.“

Beklemmende Ahnungen, erschreckende Bilder stiegen danach beim Soldaten Cibulka auf: „Eine halbe Stunde später saß ich in einer Kneipe ... Vor dem Fenster fegte ein trockener Ostwind die „Straße der SA“. Ich sah zum Fenster hinaus. Mein Gott, das Kommende war ja schon mitten in der Stadt, hat es denn keiner wahrgenommen? Deutlich konnte ich es erkennen: Wagen hinter Wagen, lauter Planwagen, voll gepackt mit Bettzeug, Hausrat. Hinter einem Schneeschleier zogen sie an meinen Augen vorbei, Kinder, Frauen, Greise, ein Fuhrwerk hinter dem anderen ...“

„Als ich kurz vor Mitternacht die Kneipe verließ, verschlug es mir den Atem. Der Sturm hatte sich gedreht, er stürzte jetzt vom Riesengebirge die Hänge herab bis in die Straßen von Breslau.“

Vor allem aber ist es der „Große Traum“, mit dem sich Cibulka während seiner Tage auf Hiddensee befaßt - „Hauptmanns größte und, wie man gleich hinzufügen muß, eigenste und eigenartigste Lyrik ... in den Terzinen „Der große Traum“, dieser „aus der düsteren Innerlichkeit der Kriegsjahre“ geborenen grandiosen Phantasmagorie“ (Hans Hennecke). Und Erhart Kästner: „Wüßte man nichts von Gerhart Hauptmanns nachgelassener Dichtung „Der große Traum“ ... wüßte man sonst nichts als das, so könnte man sich schon darauf verlassen, daß die intimste, in irgendeinem aufzufindenden Sinn größte Dichtung Hauptmanns vorliege ...“ Cibulka konstatiert, daß es für diese Dichtung „keinen Kompaß gebe, keine Wegzeichen. Wir

treten in ein unbekanntes Land. Auf einsamer Höhe stehen diese Gesänge in seinem Gesamtwerk da, ein seelisches Drama ... Es sind Worte, die uns auf das Unbekannte vorbereiten, die unser Leben wieder durchsichtig machen. Für Gerhart Hauptmann war Dichtung „Deutung, Sichtbarmachung, Entzifferung, Entäußerung der inneren Vision!“ Ein Exemplar der Dichtung war dem toten Dichter beigegeben worden.

Nahezu zwei Jahrzehnte nach dem frühen Besuch von Hiddensee, woberüber die „Sandornzeit“ uns unterrichtet, besuchte Cibulka wiederum diese kleine Ostseeinsel. Es war nicht nur die herbstliche Natur, die seinem Tagebuch „Seedorn“ eine andere Farbe, ein anderes Profil verleiht. Zweifel entstehen: „Ist das wirklich die Insel, die ich vor zwanzig Jahren zum ersten Mal betreten habe?“

Geblieben ist freilich diese Insel als ein beziehungsreicher Ort, wiederum über die Natur des Menschen nachzudenken, über seine „halbreale, halbphantastische Existenz“ - wengleich das Denken härter, schärfer, kritischer, vielleicht auch viel umfassender geworden ist - wofür auch wieder Gerhart Hauptmann steht, und hier mit seinem großen epischen Fragment „Der Neue Christophorus“, dieser legendären mythischen Gestalt, die dem Tagebuchschreiber zum Gleichnis wird dafür, wie man sich den Gefährdungen und Bedrohungen widersetzen kann: „Wenn wir überleben wollen, muß die Zahl der Menschen zunehmen, die auf ihren Schultern das Kind durch den reißenden Fluß tragen ...“

Wieder ist es auch eine Selbstreflexion, die Hanns Cibulka vornimmt, indem er auf sein gelebtes Leben und dessen unbewältigte Abschnitte zurückblickt. Doch es ist nicht mehr der Überschwang eines Natur- und Landschaftserlebnisses, das hier entrollt wird. Nun werden Warnsignale deutlich gesetzt - was Umweltprobleme, Bevölkerungsfragen, Mangel an Rohstoffen, Verletzungen der Menschlichkeit betreffen. Und Cibulka fordert: „Der Mensch wird sich in seinem Denken und Handeln einen neuen Anfang setzen müssen, wenn er überleben will. Einen neuen Anfang setzen heißt aber auch, den ungewohnten Gedanken mehr Raum geben als bisher.“ Es ist ein Buch, so Cibulka über Hauptmanns „Christophorus“, das man langsam lesen muß, eine Handreichung über Generationen hinweg. Wie stark Cibulkas Ausführungen über dieses epische Fragment Hauptmanns der Behlshen „Zwiesprache“ verpflichtet sind, zeigen eine Reihe Tagebuchblätter des bekannten Hauptmann-Chronisten und Herausgebers der „Ausgabe letzter Hand“ von 1942, die Hanns Cibulka aufnahm. Zu den Höhepunkten in der Tagebucherzählung, wie Cibulka sein Buch „Seedorn“ klassifiziert, gehört auch eine Schilderung über die Zerstörung Dresdens am 13. Februar 1945, die Gerhart Hauptmann - wie ein Wunder - überlebt hat. „Bis zu dieser Stunde hat es ihn immer noch gehalten, das Schicksal vor dem Letzten bewahrt. Nun aber wußte er, das Grauen stand plötzlich auch hinter seiner Tür, der Tod hatte einen Augenblick lang die Hand auch auf seine Schulter gelegt.“

Günter Gerstmann

Vergessenes Oberschlesien. Horst-Bienek-Ehrung in München

Des Schriftstellers Horst Bienek (1930-1990) aus Gleiwitz in Oberschlesien ist in den anderthalb Jahrzehnten nach seinem plötzlichen Tod am 7. Dezember 1990 kaum jemals gedacht worden! Weder zum 70. Geburtstag noch zum zehnten Todestag im Jahr 2000 wollten sich der Hanser-Verlag in München, wo 1975 bis 1982 seine vier Romane über den Untergang Oberschlesiens im Zweiten Weltkrieg erschienen waren, und die „Bayerische Akademie der Schönen Künste“, deren Vizepräsident er zuletzt war, seiner erinnern; lediglich der „Deutsche Taschenbuch-Verlag“ in München, dessen Lektor er nach 1961 für mehrere Jahre gewesen ist, ehrte ihn mit einer Taschenbuchausgabe seiner Romantetralogie.

Auch der 75. Geburtstag des Autors am 7. Mai vorigen Jahres ging vorüber, ohne daß seiner Gedichte und Romane, für welche er mit dem „Bremer Literaturpreis“ (1969), dem „Kulturpreis Schlesien“ (1978), dem „Nelly-Sachs-Preis“ (1981), dem „Andreas-Gryphius-Preis“ (1983) und dem bayerischen „Jean-Paul-Preis“ (1989) ausgezeichnet worden war, gedacht worden wäre. Erst in den Wochen danach ergriff Dr. Michael Krüger, der Leiter des Hanser-Verlags, die Initiative und regte die Erarbeitung einer Ausstellung an, die vom 5. Dezember 2005 bis 27. Januar 2006 unter dem Titel „Wörter, meine Fallschirme. Horst Bienek 1930-1990“ in einem kahlen, unfreundlichen Saal der Münchner Residenz am Max-Joseph-Platz gezeigt wurde.

Wenn man den abgelegenen Ausstellungsort, auf den kein Schild den von weither angereisten Besucher aufmerksam macht, endlich über mehrere Treppen erreicht hat, mag man sich kaum vorstellen, daß die „Bayerische

Akademie der Schönen Künste“ für diese dürftige Autorenehrung zuständig ist. Was man da auf 27 Papierfahnen, die an den vier Wänden hängen, zu sehen bekommt, sind mit Fotos garnierte Exzerpte aus Prosatexten und Gedichten, die immerhin einen schmalen Einblick ermöglichen in dieses von biografischen Umbrüchen erfüllte Leben. Er war gerade 15 Jahre alt, als er seine Heimatstadt Gleiwitz, die von der siegreichen Sowjetarmee besetzt worden war, verlassen mußte. In seinem postum veröffentlichten Text „Die vertauschten Augen“ (1991) kann man über diese Kindheit lesen: „Ich komme aus einer kleinen Stadt, aus Gleiwitz, damals im alten Reich, ganz weit im Osten, gelegen. Heute heißt die Stadt Gliwice und liegt mitten in Polen. Ich bin dort oft an der Klodwitzbrücke gestanden und habe zugesehen, wie das Wasser in die Oder floß.“

Schon diese frühen Jahre waren von Verlusten geprägt, so kehrten, er war das jüngste Kind, zwei seiner Brüder aus dem Krieg nicht zurück: „Keiner fragte, wie ich damit fertig wurde.“ (1988). Und als in den letzten Kriegswochen 1945 das nicht weit entfernte Konzentrationslager Auschwitz aufgelöst wurde, sah er, wie die ausgehungerten Häftlinge durch Gleiwitz getrieben wurden: „... sie marschierten durch die Kronprinzenstraße, ich saß in der Straßenbahn und sah, wie die Häftlinge auf der einen Seite der Straße geprügelt wurden, um uns Platz zu machen. Alle haben diesen Zug gesehen, die Leute standen am Straßenrand und bekreuzigten sich, sie wußten, daß es kein gutes Ende nehmen würde, nicht für sie, nicht für die Stadt, nicht für das Reich.“

Als Flüchtling kam er zunächst nach Köthen bei Halle, später nach Potsdam, 1949 veröffentlichte er erste Gedichte in Peter Huchels (1903-1981) Zeitschrift „Sinn und Form“ und las mit der 1926 geborenen Lyrikerin Christa Reinig, die 1964 nach Westdeutschland ging, heimlich verbotene Westliteratur: „Ich wußte, daß wir Verbrecher waren. Aber wir waren

Widmung „Für Karl Schodrok in Verehrung Horst Bienek“ vom Oktober 1963 in Bieneks Buch ‚Werkstättengespräche mit Schriftstellern‘ (Carl Hanser Verlag München 2. Aufl. 1962). Karl Schodrok war damals Leiter des Kulturwerks Schlesien e.V.; das Widmungsexemplar befindet sich heute in der Bibliothek für Schlesische Landeskunde der Stiftung Kulturwerk Schlesien, Würzburg.

Verbrecher mit gutem Gewissen.“ (Christa Reinig) In seinem Personalausweis vom 3. Februar 1949 stand damals noch „Geburtsort Gleiwitz, Oberschlesien“. Später durften nur noch die polnischen Namen schlesischer Orte genannt werden! Von Potsdam ging er nach Berlin und wurde 1951 Meisterschüler Bertolt Brechts (1898-1956) am ‚Theater am Schiffbauerdamm‘ im historischen Zentrum Berlins.

Am 8. November 1951 wurde Horst Bienek unvermutet vom Sowjetgeheimdienst verhaftet und am 8. März 1952 zu zwanzig Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Gründe mußten dafür nicht genannt werden, es genügte, wenn man als „Feind“ galt. Diese dreieinhalb Jahre in den Lagern Workuta am Eismeer 1952/54, wo er im Kohleschacht arbeitete, und in Sverdlovsk, wo er von Mai 1954 bis zur Entlassung im Wohnungsbau eingesetzt war, gaben seinem Leben eine völlig andere Richtung. Er lernte unter den Zwangsarbeitern die russische Sprache lieben und dann auch die russische Literatur, er nahm am Häftlingsaufstand von Workuta im Sommer 1953 teil, er schrieb Gedichte auf Toilettenpapier, die er in Zahnpastatuben versteckte und hinaus schmuggeln konnte, als er am 9. Oktober 1955 von Eisenach nach Lebenstedt bei Braunschweig entlassen wurde. Im „Traumbuch eines Gefangenen“ (1957) und später in seinem Roman „Die Zelle“ (1968) hat er über diese Zeit berichtet. Knapp vier Jahre nach seinem Tod, am 1. September 1994, hat seine Schwester die Rehabilitierung des SMT-Verurteilten

Horst Bienek in Moskau erreichen können: „Nach der Prüfung der Kriminalakte ergab sich, daß die in der Akte enthaltenen Angaben im Urteil nicht objektiv bewertet worden waren.“ Der Verhaftete wäre damals „unbegründet verurteilt“ worden.

Noch im Jahr seines Todes hatte Horst Bienek damit begonnen, die Jahre in Potsdam und Berlin, in Moskau und Workuta noch einmal literarisch aufzuarbeiten, wie der Besucher aus einem Brief vom 20. April 1990 an Horst Schisskow, den Sohn seiner Potsdamer Vermieterin von 1951, erfahren kann. Gibt es ein druckreifes Manuskript und wo liegt es? In der Münchner Ausstellung erfährt man nichts darüber!

Zwei Jahre nach seiner Entlassung wurde Horst Bienek Literaturredakteur beim „Hessischen Rundfunk“ in Frankfurt am Main und ging 1961 nach München. Als wir uns dort im Spätsommer 1966 gegenüber saßen, war ich auf dem Weg nach Schweden, wo ich nach drei Jahren DDR-Haft Abstand von Deutschland gewinnen wollte. Was ich erlebt hätte, sagte er mir damals, wäre, im Unterschied zu seinen Erfahrungen, wirklich nur ein „Sonntagsspaziergang“ gewesen, bei ihm dagegen war es am Eismeer immer um Leben und Tod gegangen. Seine Gedichtbände, seine Erzählungen, seine Essays sind erfüllt von dieser Thematik.

Als er schon das 40. Lebensjahr überschritten hatte, begann er, autobiografisch über Oberschlesien zu schreiben. Er besorgte sich einen alten Stadtplan von Gleiwitz, zog sich in einen verlassenen Turm bei Würzburg zurück und vertiefte sich in seine Kindheit, die 1945 so jäh geendet hatte. Entstanden sind in diesen einsamen Jahren der Gedichtband „Gleiwitzer

Kindheit“ (1976) und die vier Romane „Die erste Polka“ (1975), „Septemberlicht“ (1977), „Zeit ohne Glocken“ (1979) und „Erde und Feuer“ (1982). Was Leser und Literaturkritiker in gleicher Weise begeisterte, war ein farbiger Bilderbogen aus den letzten Jahren einer deutschen Provinz vom 1. September 1939, als in der Tarnowitzer Straße der Sender Gleiwitz „überfallen“ wurde, bis zur Flucht am Kriegsende 1945. Neben Siegfried Lenz, Arno Surminski, Christine Brückner, Leonie Ossowski zählt Horst Bienek zu den Schriftstellern aus dem historischen Ostdeutschland, die einer Provinz, die es nicht mehr gibt, ein literarisches Denkmal gesetzt haben. Das ist sein Verdienst und seine Leistung! In der Münchner Ausstellung ist davon wenig zu finden, die Gleiwitzer Tetralogie wird auf nur einer Fahne erwähnt, sonst gibt es nichts darüber, was Horst Bienek als Schriftsteller geleistet hat. Es gibt keine Vitrinen, wo seine Romane zu besichtigen wären, es gibt keine Rezensionen seiner Bücher, es gibt keine Daten zur Rezeptionsgeschichte. Der Autor, den wir kennen und lieben, kommt in dieser lieblos gemachten Ausstellung nicht vor! Auf den Betrachter wirkt das alles wie eine Pflichtübung, die endlich abgehakt werden kann im Jahr des 75. Geburtstags und 15. Todestags! Auch eine belebte Aufsichtskraft, die man hätte befragen können, war nirgendwo zu erblicken. Immer wieder auch wurden auf den Fahnen Quellen genannt wie „Archiv Hannover“, ohne daß man gewußt hätte, was gemeint war. Ganz am Schluß erfuhr man dann, daß es in der Niedersächsischen Landesbibliothek in Hannover ein Horst-Bienek-Archiv mit dem Nachlaß, darunter 35 noch unerschlossene Tagebücher, gibt. Hier ist das letzte Wort noch nicht gesprochen!
Jörg Bernhard Bilke

Schlesischer Bücherwurm

Über jede Buchhandlung, nicht jedoch über die Stiftung Kulturwerk Schlesien können die hier angezeigten Bücher in der Regel bezogen werden.

Barbara Suchner: Das Schloß in Schlesien. Roman. Selbstverlag, Tann 2005, 210 S., Euro 12,-. ISBN 3-928348-08-6. [Bezug: Barbara Suchner, Schwalbenstr. 21, 84367 Tann]

Barbara Suchner, 1922 in Breslau geboren, legt einen neuen Roman vor, klar und anschaulich geschrieben. Ein „wiedergefundener“ Klassenkamerad lädt seine Mitschüler auf sein großmütterliches Schloß in Schlesien ein, das er auf Umwegen gekauft hat. Die Freunde - es sind noch neun - kommen alle zu ihm und genießen eine Woche schlesische Gastfreundschaft. Tagsüber fahren sie durch die herrliche schlesische Landschaft, abends erzählen sie sich am Kamin, was sie erlebten. Nach dem Abschied vom „Schloßherm“ spitzen sich die Ereignisse dramatisch zu ... auf eine Entscheidung zwischen Liebe und Besitz.

Christian Saalberg: Das Weite suchen. Gedichte. Roderer Verlag, Regensburg 2001, 112 S., Euro 12,27. ISBN 3-89783-980-6.

Ganz überwiegend Gedichte, geordnet in zehn Gruppen, Aphorismen und zwei Prosatexte, nämlich das „Vorwort“ und „Einnahme einer seltsamen Stadt“ bietet dieser Band des 1926 in Hirschberg geborenen Dichters. Ein häufiges Thema ist Leben und Tod, was bleibt? Alle Texte erfordern einen besonderen Zugang.

Therese Chromik: Das schöne Prinzip. Gedichte. Husum Verlag, Husum 2006, 72 S., Euro 6,-. ISBN 3-89876-273-4.

Schönheit, aber zugleich die Erkenntnis dessen, was dem schönen Anschein widerspricht, das ist die mit Intensität und Präzision gestaltete Spannung, die an Therese Chromiks Gedichten fasziniert. Die Gedichte erscheinen auf den ersten Blick verständlich, bei näherem Hinsehen gewinnen sie mehrfach einleuchtende Bedeutungen und Anspielungen, die den Leser zu kreativem Weiterdenken einladen. „Das schöne Prinzip“ wird in dem gleichnamigen Gedicht als allgemeines Weltprinzip verstanden und als „Illusion“ erkannt. Daß dieses Gedicht dem neuen Buch insgesamt den Titel gibt, hat seinen guten Sinn: Das „schöne Prinzip“ ist sowohl ein ontologisches als auch ein poetologisches Prinzip - Schönheit mit Tiefgang, Sinnlichkeit und Verstand.

Ingeborg Fiala-Fürst und Jörg Krappmann (Hg.): Lexikon deutschmährischer Autoren. Univerzita Palackeho v Olomouci, Olomouc 2002. ISBN 80-244-0477-X.

Dieses „Lexikon in progres“ fußt auf zwei Datenbanken, geschaffen am Germanistischen Institut der Palacky-Universität in Olmütz. Die abgeschlossenen Beiträge werden in einem Ringordner präsentiert, der die folgenden Beiträge, alle in der Regel mit ausführlicher Biographie und genauer Bibliographie, mühelos einordnen oder, neugefaßte, einordnen läßt. In jährlicher Folge sollen Artikel zu etwa je weiteren 100 Autoren folgen, zunächst zu jenen, die hauptsächlich mit fiktiven Werken hervortraten, später zu jenen, die nichtfiktive verfaßten. Im nordmährisch-schlesischen Raum, der seltenerweise nicht richtig umrissen wird, fehlt es selbstverständlich nicht an Überschneidungen mit dem ‚Oberschlesischen Literatur-Lexikon‘, das allerdings aus unerfindlichen Gründen von den Beitragern ebensowenig herangezogen wird wie das ‚Deutsche Literatur-Lexikon‘, das umfassendste seiner Art.

Das ‚Oberschlesische Literatur-Lexikon‘ war das Werk eines Einzelnen mit wenigen studentischen Helfern, ohne den Rückhalt eigener Räumlichkeiten, ohne Anbindung an eine Bibliothek, an einen Institutsapparat oder dergleichen. Am hier vorliegenden ersten Teil des ‚Lexikons deutschmährischer Autoren‘ beteiligten sich 45 internationale Mitarbeiter und 21 Hilfskräfte der Universität Olmütz. Das gesetzte Fernziel, eine verlässliche Grundlage für eine „territoriale Kulturgeschichte“ zu schaffen, ist auf diese Weise erreichbar. Mag einzelnes zu Recht zu kritisieren sein: Dieses Lexikon setzt unbestreitbar Maßstäbe!
Franz Heiduk

Die Eisenbahn in Schlesien. Eisenbahn-Kurier Special 78. EK-Verlag, Freiburg 2005, 98 S., zahlr. Abb., Euro 9,80. ISSN 0170-5288. [Bezug: EK-Verlag, Postfach 500 111, 79027 Freiburg]

Dieses reich bebilderte Zeitschriften-Sonderheft kommt den Wünschen vieler Leser und Kenner der ostdeutschen Bahnen entgegen, zumal bereits vor fünf Jahren Ostpreußen und seine Bahnen in zwei Sonderheften beschrieben wurden. Schlesien wurde schon ab 1842 mit schnellem Ausbau durch Eisenbahnlinien erschlossen (Premiere 1843 Breslau-Ohlau über 23 km), um die landwirtschaftlich und industriell bedeutende Region mit leistungsfähigen Schienenverkehrswegen auszustatten. So gliedert sich der Inhalt nach zwei geografisch-politischen Einführungen historisch von der „Königlich-Preußischen Eisenbahn“ über die kurze Länderbahnzeit bis zur Verwaltung durch die Deutsche Reichs-

bahn, auch unter Einbeziehung der polnischen Staatsbahn von 1922-1939. Über die Kriegszeit 1939-1945 und danach werden bisher wenig bekannte Bild- und Textdokumente dem Leser vorgestellt. Der geschichtliche Teil schließt mit dem Neubeginn der polnischen Eisenbahn-PKP in Schlesien ab.

Insgesamt hervorzuheben sind die vielen hervorragenden Schwarzweiß- und Farbbilder, Ansichten von Bahn- und Bahnhofsanlagen samt Stadt- und Landschaftsansichten, des rollenden Materials von Wagen und Lokomotiven, der ungezählten technischen Details und Dokumente, des Bahnpublikums. Dazu gibt es Textbeiträge zum wirtschaftlichen und verwaltungstechnischen Hintergrund der Eisenbahn. Entsprechend der rasch wachsenden Industrie vor allem in Oberschlesien hatte man dort die ersten leistungsfähigen Güter- und Schnellzugloks, die ersten Elektrifizierungen, wurden in ganz Schlesien große Bahnbetriebs-Verwaltungen (allein die Region Breslau hatte über 20 Bahnhöfe!), leistungsfähige Viadukte, Tunnels und Gebirgsstrecken angelegt. Die beliebten Ausflugsfahrten in die reizvollen Kur- und Erholungsregionen des Bober-, Katzen-, Eulen-, Riesengebirges erforderten ebenfalls einen zügigen Verkehrsausbau. Streckenführungen im Flachgelände, in Flußläufen und in Gebirgszügen (Riesengebirge bis 1600 m!) werden nicht nur dem Eisenbahnfreund sondern allen Schlesienliebhabern in diesem reizvollen Bild- und Textband angeboten. Heutige Reisen in das Land jenseits von Oder und Neiße, auch mit nostalgischen Dampfbahnzügen vor Ort, sind beliebt und unproblematisch. Ein weiteres Sonderheft über schlesische Privat-, Schmalspur- und Werksbahnen und die Zeit nach 1945 sollen das vorliegende Heft bald ergänzen.
Sieghart Brodka

Rudolf Meyer-Bremen (Hg.): Die Ausstellungskataloge des Königsberger Kunstvereins im 19. Jahrhundert. Böhlau Verlag, Köln, Weimar 2005, VIII, 453 S., Euro 69,90. ISBN 3-412-13205-5.

Dieser umfangreiche Band ist eine wichtige Neuausgabe und leistet einen wesentlichen Beitrag zur Erhellung der deutschen Kunstgeschichte im 19. Jh. Bereits beim flüchtigen Blättern ist zu erkennen, daß dieser Band auch eine große Bedeutung für die Erschließung der schlesischen Kunstgeschichte hat. In der Folge der Gründungen der Provinzialkunstschulen in Preußen (u. a. Königsberg 1790, Breslau 1792), nahmen Schüler dieser Institute an den Berliner Akademieausstellungen teil. In den 1820er Jahren folgten diese „Akademiestädte“ dem Berliner Vorbild und gründeten Kunstvereine, wobei Breslau bereits 1803 eine Vorreiterposition einge-

nommen hatte, um örtliche Ausstellungen zu organisieren. Die zu den Ausstellungen erschienenen Kataloge sind als an den Tag gebundene Publikationen heute Raritäten ersten Ranges. Rudolf Meyer-Bremen gelang es nach jahrelangem, unermüdlichem Suchen, dieses seltene Quellenmaterial der Ausstellungen im 19. Jh. für Königsberg lückenlos aus deutschen und polnischen Bibliotheken zusammenzutragen, als Fortsetzung des bereits 1993 erschienenen Bandes für das 20. Jh.

Der nun vorgelegte Band ist auch für die schlesische Kunstgeschichte des 19. Jhs. eine Quelle von außerordentlicher Wichtigkeit, da mit der Gründung des „Ausstellungsverbandes östlich der Elbe“ 1836 durch die Städte Breslau, Königsberg und Stettin (Beitritt 1837 Danzig und Posen, 1857 Görlitz) gemeinsame Ausstellungen organisiert wurden. Dadurch haben die Kataloge weitgehend gleiche Inhalte, und so konnte der Hg. einige Königsberger Lücken mit Breslauer Katalogen schließen. Übrigens hatten sich die Ausstellungen in den ersten Jahren nicht nur auf Bilder sondern auch auf Gegenstände des allgemeinen Gewerbefleißes, wie Möbel, Glas, Porzellan, Musikinstrumente u. a. erstreckt. Da in den Katalogen auch die Wohnorte mit Ortswechseln der Künstler genannt sind, ergeben sich über die genannten Werktitel hinaus auch biographische Einblicke. Eine große Zahl der Namen (ca. 30 %) finden sich nicht in dem Standardwerk von Thieme-Becker, wie aus dem Künstlerregister zu erkennen ist. Dieses Register (über 4000 Namen) bringt außerdem die jeweiligen Beteiligungen an den Ausstellungen bis 1897. Auch sind einige Vorläuferausstellungen (seit 1806) aufgenommen, dazu gehört z. B. der Katalog der „Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur 1818“. Den Katalogwiedergaben sind neben einem Geleitwort Helmut Börsch-Supans einige kenntnisreiche, beschreibende Kapitel vorangestellt, wie „Frühe Ausstellungen und ihre Kataloge“, „Berliner Akademie - Kunstschulen - Akademien in Königsberg und Breslau“, „Ausstellungsverband östlich der Elbe“, „Die Kunstvereine des Ausstellungsverbandes östlich der Elbe“, „Kunstförderung - Ausstellungen - Galerien - Kunstsammlungen - Museen“ und „Das letzte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts“. In der Einleitung schreibt Rudolf Meyer-Bremen, daß sich in Breslau die geschlossene Folge aller Breslauer Kataloge erhalten hat. Dies wäre doch eine Anregung für eine „schlesische Parallelaktion“.

Helmut Scheunchen

Ernst Fritze: Jugend zwischen Idealismus und totalem Staat. Erinnerung und Rückblick auf zwei Jahrzehnte meines Lebens. Bergstadtverlag G. Korn, Würzburg 2004, 60 S., 7 Abb., Euro 7,90. ISBN 3-87057-240-X.

Die 1992 niedergeschriebenen Erinnerungen von Pastor Ernst Fritze berichten über seine Erlebnisse, Erfahrungen und Gedanken vom 6. bis 26. Lebensjahr, das heißt von 1926 bis 1945. Das Schicksal, von dem wir lesen, ist nicht ungewöhnlich, wohl aber die Aufrichtigkeit, mit der es uns gerade in der Anspruchslosigkeit seiner Darstellung ergreift. Die Mischung von Begeisterung, Unsicherheit und Bedrückung läßt die Vielfalt der Gesichtspunkte erkennen und erahnen, die für ein gerechtes Urteil über sich selbst und andere zur Anwendung kommen müssen.

Erna Kopietz: Brücke zur Versöhnung. Schicksale im einstigen Grenzland Oberschlesien. Bernardus-Verlag, Langwaden 2002, 184 S., Euro 11,50. ISBN 3-934551-51-3.

Erna Kopietz, selbst aus Oberschlesien stammend, arbeitet in diesem vor mehr als 30 Jahren verfaßten Roman authentische Erfahrungen. Die Handlung spielt im oberschlesischen Grenzland zwischen 1905 und 1945, als Oberschlesien durch die Siegermächte des Ersten Weltkrieges geteilt wurde. Am Schicksal zweier Familien - der „kaiserdeutschen“ Familie Kroll und der polnisch gesinnten Familie Gawlik - schildert die Autorin die Möglichkeit, trotz herrschender gegenseitiger Vorurteile als Nachbarn und Freunde zusammen zu leben. Auch die Belastung nationaler Wirren und Kriege mit

Stiftung Kulturwerk Schlesien, Postfach 11 04 25, 97031 Würzburg PVSt, Deutsche Post AG, Entgelt bezahlt, B 06760

Haß, Rachsucht und fanatischer Verblendung, ändern daran für die Hauptfiguren dieses Romans nichts. Mit viel Einfühlungsvermögen gelingt es der Autorin, ein Stück deutsch-polnischer Geschichte in seinen leidvollen Auswirkungen lebendig nachvollziehbar werden zu lassen. Es zeigt exemplarisch den Weg auf, das Anderssein des Mitmenschen zu achten, um so auch wahren Frieden mit der eigenen Identität zu finden.



Dietmar Grieser: Die böhmische Großmutter. Reisen in ein fernes nahes Land. Amalthea, Wien 2005, 272 S., 50 Abb., Euro 19,90. ISBN 3-85002-536-5.

„Als Böhmen noch bei Östreich war ...“ zogen Viele aus Böhmen, Mähren und Österreichisch-Schlesien nach Wien und ins heutige Österreich, um dort ein besseres Auskommen zu finden - und mancher wurde eine berühmte Persönlichkeit, etwa Gustav Mahler aus Iglau, Sigmund Freud aus Freiberg, Alfred Kubin aus Leitmeritz. Andere große Österreicher haben böhmische Wurzeln: Franz Schuberts Eltern stammen aus Mähren, Egon Schieles Mutter aus dem südböhmischen Krumau und Bruno Kreiskys Großväter waren Deutsch-Böhmen. Diesen „böhmischen“ Spuren geht Dietmar Grieser in der ihm eigenen Art nach, suchend, nachdenklich - was ist geblieben, was vergangen? - und gleichzeitig doch unterhaltsam. In Österreichisch-Schlesien besucht er in Erinnerung an Vinzenz Priebnitz und Johannes Schroth den Wasserkurort Gräfenberg sowie Lindewiese. Und der Ort Osoblaha an der tschechisch-polnischen Grenze - wer kennt ihn schon? Dietmar Grieser hat ihn in Augenschein genommen! Osoblaha hat mit seiner deutschen Bezeichnung einer berühmten literarischen

Figur seinen Namen gegeben, die nicht nur jedes Kind kennt, nämlich dem Räuber Hotzenplotz. In Osoblaha selbst jedoch ist er nur dem Ortschronisten bekannt, da Otfried Preußlers Geschichten um den Räuber Hotzenplotz zwar in 34 Sprachen dieser Welt übersetzt wurden, eigenartigerweise aber nicht ins Tschechische. Entstanden ist so ein besonderes Lese- und Reisebuch: voll von bewegenden Schicksalen, von Überraschungen und grenzüberschreitender Nostalgie. *Ulrich Schmilewski*

Karol Sauerland (Hg.): Kulturtransfer Polen-Deutschland. Wechselbeziehungen in Sprache, Kultur und Gesellschaft, Bd. 3 (Historische Forschungen. Hgg. von der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen). Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen, Bonn 2004, 164 S., Euro 11,-. ISBN 3-88557-213-3.

Kulturtransfer vollzieht sich niemals auf Einbahnstraßen. Suggestierte einst der Begriff die einseitige Vermittlung zivilisatorischen Fortschritts, so zeigt sich bei differenzierter Betrachtung, daß stets mit einem wechselseitigen Geben und Nehmen zu rechnen ist. Dies gilt nicht zuletzt für Sprache, Kultur und Gesellschaft im polnischen bzw. ostmitteleuropäischen Raum, die stets wechselseitig aufeinander einwirkten und dies bis heute tun. Den thematischen Schwerpunkt des vorliegenden dritten Bandes der von der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen in Bonn herausgegebenen Reihe - an dem wiederum Historiker, Sprach- und Literaturwissenschaftler aus Polen und Deutschland mitwirkten - bildet das Problem der Arroganz im Kulturtransfer. Es zeigt sich, daß die moderne Form der Arroganz mit Humanismus und Aufklärung einsetzt: Nun werden äußere, anscheinend objektive Kriterien entwickelt, nach denen man andere als zivilisatorisch zurückgeblieben einstufen kann. Mit dem Fortschreiten nationalstaatlichen Denkens im 19. und 20. Jahrhundert bestimmt Arroganz nicht zuletzt das Verhältnis von Polen und Deutschen unheilvoll. Immerhin lassen sich auch Beispiele dafür aufzeigen, daß Arroganz im Kulturtransfer durch geduldiges Aufeinanderzugehen überwunden werden kann. Beiträge mit Bezug zu Schlesien finden sich leider nicht.

„Schlesischer Kulturspiegel“ ISSN 1437-5095
Herausgeber und Verlag:

Stiftung KulturWerk Schlesien, Kardinal-Döpfner-Platz 1, 97070 Würzburg; Postfach 11 04 25, 97031 Würzburg, Tel. 09 31/5 36 96; Fax 09 31/5 36 49; e-mail: info@kulturwerk-schlesien.de

Erscheinungsweise: 4 x jährlich
Redaktion und Layout: Dr. Ulrich Schmilewski
Texterfassung: Anja Weismantel
Nachdruck von Beiträgen und Wiedergabe von Abbildungen nur mit schriftlicher Genehmigung und Quellenangabe.

Regelmäßige Zusendung erfolgt auf schriftliche Bestellung beim Herausgeber und gegen eine Spende auf Konto-Nr. 02 36 000 bei der Deutschen Bank AG Würzburg (BLZ 790 700 16)

Techn. Herstellung: main-rundschau druck + satz, 97076 Würzburg, Telefon 09 31/2 79 77-0